

Maß Britische Linke wollen Europa revolutionieren. Hört doch lieber auf Jeremy Corbyn, Leute! **Politik S. 10**

Lars Kommunismus ist gut gegen Verbrechen und Schmutz, sagt Filmstar Eidinger **Klub S. 20**

Spaß Kleine Theater spielen, was den Leuten gefällt. Oft macht das viel Vergnügen **Kultur+ S. 24**



„Wir sind reif für eine neue SPD“
Jamal Tuschick
Politik Die Community diskutiert über die Sozialdemokratie gestern, heute – und auch morgen?
» freitag.de/community

Partner des Guardian

14. Februar 2019
Ausgabe 7
Deutschland 4,20 €
Ausland 4,50 €

der Freitag

Das Meinungsmedium



Katja Kipping



Reyhan Şahin aka Lady Bitch Ray



Alice Schwarzer



Margarete Stokowski



Teresa Bücker



Annika Klose



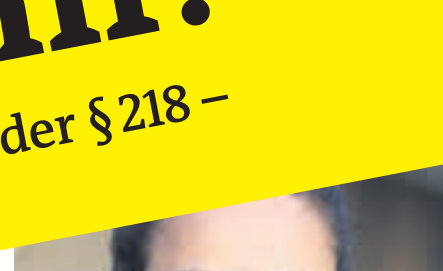
Diehl



Sarah



Franziska Schutzbach



Sineb El Masrar

Mein Bauch gehört mir!
Über den § 219 a wurde heftig gestritten. Aber das wahre Problem ist der § 218 – Abtreibung muss endlich legal werden S. 2, 6–7 und 11



Shermin Langhoff



Ulle Schauws



Julia Neigel



Idil Baydar



Marion Brasch



Christine Finke



Heike-Melba Fendel



Mo Asumang



Katja Riemann



Karen Duve



Theresia Enzensberger



Luca Ehrhardt



Ines Geipel



Manja Präkels



Caroline Rosales

FOTOS: BETTINA FULTNER, ROSANNA GRAF, JASMIN SCHREIBER, HORST GALUSCHKA/IMAGO, ROF K. WEST, DANICA BENSMAIL, JÜRGEN HEINRICH/IMAGO, MAITE OSSOWSKI/IDPA, ANNA GLADKOVA, GARY GERSTER, MARIAM KNICRIEM, KERSTIN ALHICHS, SVEN SIMON/IMAGO, CAMERA 4/IMAGO, GEZETT/IMAGO, IULIA GOYD/IDPA



Hegelplatz 1
10117 Berlin
PVStk. A04188
Entgelt bezahlt

Tagebuch

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie wären sicher gern dabei gewesen. Der *Freitag*, vielleicht erwähnten wir es, hat letztthn das zehnjährige Jubiläum seiner Neugeburt gefeiert, an geheimem Ort, also Berlin-Friedrichshain. Die Reichen und Schönen standen Schlange, um für uns ein paar Platten auflegen zu dürfen. (Gerüchte wollen, dieselben Reichen und Schönen hätten am Abend zuvor bei der *Bunten* aufgelegt, aber bitte, auch solche Leute müssen sich eben erst mal hocharbeiten. Zu uns. Wo man noch weiß, wie richtig Party gemacht wird. Nach zehn Jahren des nimmermüden Einsatzes für eine gerechtere Welt! Eine reichere und schönere auch!)

Die Musik wummerte, rummste und machte überhaupt alle lautmalerschen Dinge, die sie in Zeitungstexten zu tun pflegt, der Schweiß der schreibenden Arbeiterklasse tropfte von der Decke, Feuilletonisten, Polizisten und ÖkonomenInnen lagen sich wahllos in den Armen, meine Begleitung, eher aus dem Theaterwesen kommend, raunte mir zu: „Es stimmt, was man sich erzählt: Journalisten tragen wirklich alle Brillen!“, und so tanzten wir in den erglühenden neuen Morgen, in die neue Welt hinein, auf die wir jeden Feierabend zu hoffen wagen. Apropos. Ich muss los. Schlafen. Alles Liebe.

Ihr Klaus Ungerer

Wochenthema

Recht auf Abtreibung S. 2, 6/7 und 11
Frauen müssen frei über ihren Körper entscheiden dürfen. Das verhindert heute Paragraf 218 im Strafgesetzbuch

Politik

Asyl S. 4

Horst Seehofer will Gesetze verschärfen, um Abschiebungen zu erleichtern – und dafür Flüchtlingshelfer kriminalisieren
Dorian Baganz

Transit Europa S. 8

Zu Besuch bei Gelbwesten in Rouen, bei Rotschals in Paris und bei Emmanuel Macrons „großer nationaler Debatte“
Martin Leidenfrost

Zeitgeschichte S. 12

Die Nacht, als in New York die Nazis vom Amerikadeutschen Bund den Madison Square Garden übernahmen
Konrad Ege

Kultur

Im Gespräch S. 13

Der kroatische Theaterregisseur Oliver Frlijić spricht über Faschismus, Kafka und Deutschland als Insel
Nicholas Potter

Techno S. 15

Berghain trifft Klangkunst: Auf seinem neuen Album vereint der Berliner DJ Efdemin Kunst, Rave und Utopie
Ji-Hun Kim

Moderne S. 16

Ende der Geschichte war einmal: Francis Fukuyama sucht nach Mitteln gegen die politischen Identitätskrisen unserer Zeit
Johannes Simon

Kino S. 19

„Das Private ist politisch“, lautet das diesjährige Berlinale-Motto. Drei Filme handeln von der Suche nach Identität
Antonia Märzhäuser

Alltag

Porträt S. 25

Computerspiele können Kunst sein, sagt der Gaming-Forscher Daniel Martin Feige. Aber nicht nur das
Sebastian Grundke

Österreich S. 27

Gegen rechts, die Regierung und Burschis auch: Die Donnerstagsdemos mobilisieren das fortschrittliche Wien
Vera Deleja-Hotko

A-Z Blumiges S. 28

Ein Kessel Buntes

Impressum S. 20

Sternstunde der Aufklärung

Titel Warum es Sinn macht, heute an eine Zeitungskampagne von 1971 anzuschließen

■ Elsa Koester, Michael Angele

„Nein, das könnt ihr nicht machen!“, ruft eine Kollegin durchs Telefon, „wer ist schon der *Freitag*, dass er es mit dem *Stern*-Cover von damals aufnehmen will?!“ Vielleicht hat sie recht. Vielleicht ist es anmaßend, es mit der größten feministischen Medienintervention für das Recht auf Abtreibung in der Bundesrepublik aufzunehmen. Aber: Als der *Stern* im Juni 1971 den Titel „Wir haben abgetrieben!“ brachte und 30 Frauen abbildete, die dadurch eine Gefängnisstrafe riskierten, war das auch nachgemacht. Kopiert aus Frankreich, wo der *Nouvel Observateur* schon davor die öffentliche Erklärung von 343 Prominenten, die abgetrieben haben, abgedruckt hatte. Die Idee war gut, und die Welt bereit. Ist sie das jetzt wieder? Keine Ahnung. „Ist mir egal“, sagte ich der Kollegin. „Ist mir egal, wie das jetzt ankommt. Wir finden es jetzt richtig.“

Wir finden es deshalb jetzt richtig, weil es doch nicht reicht, wie über den Paragrafen 219a gesprochen wird. Da wird ja so getan, als ginge es wirklich darum, zwischen Werbung und Information über Schwangerschaftsabbrüche zu unterscheiden. Da wird so getan, als sei es kein Eingriff in die Entscheidungsfreiheit von Frauen, wenn der Staat die ärztliche Information über Abtreibung reguliert. Über spezielle Webseiten. Da wird so getan, als seien die Gesetze zur Abtreibung in Deutschland schon vollkommen, wenn man nur für Rechtssicherheit für Ärztinnen sorgt. Die Debatte um 219a ist eine Scheindebatte. So hat es auch Teresa Bücker Anfang des Monats in der Sendung *Anne Will* gesagt: und hat damit endlich die Diskussion über den Paragrafen aufgemacht, um den es eigentlich geht. Um § 218, der Abtreibung noch immer verbietet und nur unter Umständen straffrei hält. Dank Teresa Bücker steht die entscheidende Frage endlich im Raum: Sollen Frauen frei und selbstbestimmt über ihren Bauch entscheiden dürfen, oder darf sich der Staat in ihre Entscheidung einmischen?

Uns ist klar, dass unsere Antwort, dass nämlich der Bauch den Frauen gehört, noch nicht die einfache Lösung für den ganzen Problemkomplex bedeutet. Und dass es für die Politik nicht leicht sein wird, schon nur die Frage zu stellen. „Ich habe Angst, was am Ende rauskommt“, bekannte die ehemalige Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger bei *Anne Will*. Lieber solle man die

Möglichkeiten der Fristenregelung ausschöpfen. Fristenregelung meint: die Zeit, in der ein Schwangerschaftsabbruch straffrei bleibt, in Deutschland sind das die ersten drei Monate einer Schwangerschaft. Davor muss eine Beratung stattgefunden haben. Darüber kann man diskutieren, muss man diskutieren. Die dreimonatige Fristenlösung gilt in vielen Ländern, weil da der Embryo zum Fötus wird. Das sind Begriffe. Dabei geht es um werdens Leben. Und um die Verantwortung für dieses Leben. Schon klar! Nur sollte diese Verantwortung eben nicht in den Händen des Staates liegen. Was ist das eigentlich für ein Menschenbild, das Frauen nicht zutraut, verantwortungsvoll zu entscheiden?

In unserem Wochenthema auf den Seiten 6, 7 und 11 haben wir uns dem komplexen Thema Abtreibung mit gebotener Vorsicht genähert, und die Autorinnen haben es sich nicht leicht gemacht. Aber wenn wir uns jetzt nicht mit diesen schwierigen Fragen beschäftigen, dann



FOTO: ZVG

es die rechte Politik mit ihren schrecklich einfachen Antworten. Man will Jens Spahn ja nichts unterstellen: Aber zu welchem Zweck gibt er fünf Millionen Euro für eine Studie über die Folgen einer Abtreibung aus? Wirklich um zu hören, was die vielen Studien besagen, die es dazu bereits gibt: dass die meisten Frauen mit ihrer Entscheidung im Reinen sind? Hinter Spahn lautert die AfD. Sie und der christliche Fundamentalismus nennen es „Schutz des ungeborenen Lebens“. Nein, ein ganz anderer Gedanke schleicht sich da ein: der einer „Gebärpflicht“. Die Bundesrepublik ist aber kein totalitärer Staat. Wenn man will, dass Kinder geboren werden, kann man nur die richtigen Bedingungen dafür schaffen.

Kuschen vor der AfD bringt nichts. Man muss ihr selbstbewusst entgegenreten. Und eine Debatte entfachen. Seit der *Stern* das 1971 versucht hat, hat sich vieles verändert, die Gesellschaft ist progressiver geworden (und die AfD eine Reaktion darauf!), und der § 218 hat Novellierungen erfahren. Gefängnis riskiert keine mehr, die dagegen aufsteht. Aber gerade weil das so ist, muss er jetzt weg. Das Einzige, was § 218 noch bringt, ist Stigmatisierung.

Das sehen auch die 24 prominenten Frauen so, die das Ansinnen mit ihrem Bild und ihrem Namen unterstützen. Unter dem Slogan „Mein Bauch gehört mir!“ sind ganz unterschiedliche Professionen, Milieus, Herkunftsgeschichten und Generationen zusammengeworfen. Unter diesem Slogan Männer zu versammeln, wäre etwas komisch. Aber mit Luca Erhardt ist doch einer dabei: ein Transmann. Denn die Forderung „Mein Bauch gehört mir!“ vereint 2019 nicht nur Frauen, sondern alle Menschen mit Uterus.

Wir konnten auch Ines Geipel gewinnen, die ehemalige Weltklasse-Läuferin, heute Schriftstellerin, die für ihre schonungslose Aufklärung des DDR-Dopings bekannt ist. Ambivalenzen auch hier: Der gleiche Staat, der seine SportlerInnen paternalistisch kaputt gemacht hat, verfügte über eine äußerst liberale Schwangerschaftsregelung. Besonders gefreut hat uns natürlich, dass Alice Schwarzer dabei ist; sie hatte damals die Kampagne des *Stern* initiiert. Umrankt wird Schwarzer von Exponentinnen eines jüngeren Feminismus: von Margarete Stokowski, der Autorin, und Teresa Bücker, Chefredakteurin von *Edition F*. Zu ihrer Linken steht mit Reyhan Şahin aka Lady Bitch Ray eine selbstbewusste deutsche Rapperin mit türkisch-alevitischen Wurzeln, dazu promovierte Kulturwissenschaftlerin. 1971 hätte es das alles so noch nicht gegeben.

Katharina Schmitz über eine weltweite Studie

Angst ist nicht gleich Angst

Das die Schwedin Greta Thunberg eine naive Schulschwänzerin ist, meinen ja noch einige Fossile auf dem Planeten. Zuletzt auch CDU-Generalsekretär Paul Ziemiak, Jahrgang 1985. Die meisten Menschen können sich der Realität aber offenbar nicht so gut verweigern, für sie bedeutet der Klimawandel schlicht die größte Bedrohung in der Zukunft – und die Angst ist im Vergleich zu den Vorjahren signifikant angestiegen. Das ergab eine jetzt bekannt gewordene Umfrage aus dem vergangenen Frühjahr mit mehr als 27.000 Menschen in 26 Ländern.

In Europa ist die Sorge vor dem Klimawandel in Griechenland am größten: Das wundert nicht angesichts der verheerenden Waldbrände, die das Land immer wieder heimsuchen. Südkorea hat auch große Ängste, es dürfte extrem unter dem Smog durch Kohlekraftwerke leiden, für Japan ist der Anstieg des Meeresspiegels ein hyperrealistisches Katastrophenszenario. Und das Extremwetter vernichtet in Lateinamerika Millionen Existenzen. Das überparteiliche Pew Research Center in Washington stellte noch weitere Fragen. Nach der Klimaangst folgt im Ranking die Angst vor Terror, sie

ist naturgemäß in den Ländern groß, wo Anschläge zuletzt stattfanden, also in Frankreich, Tunesien, Indonesien, Nigeria, den Philippinen. Aber warum in Italien? Vorstellbar, dass die Flüchtlingskrise, der grassierende Rechtspopulismus mit einhergehender Muslimfeindlichkeit den starken Ausschlag begründen.

Wer hat Angst vor Donald Trump? Der „Einfluss US-amerikanischer Politik“ bereitet den Ungarn und Polen wenig Kopfzerbrechen, überraschenderweise auch nicht den Italienern, was ein weiteres Indiz für die neue Anziehungskraft autoritärer Politik sein könnte. Und wer hat Angst vor Putins Russland? Polen, sicherlich historisch bedingt, liegt mit 65 Prozent der Befragten vorne, aber für nur ein Prozent der befragten Länder ist Russlands weltpolitischer Einfluss eine Top-1-Gefährdung. Die diversen Einflussphären ehemaliger Weltmächte und aktueller Global Player sind für die meisten Menschen wohl einfach zu kompliziert.

In sieben Ländern übrigens sind Frauen viel stärker besorgt über den Klimawandel als Männer. Wohlstandsangsthasen täten gut daran, diese Sorge nicht mit Hysterie zu verwechseln.

Tim Engartner ist Autor des Buches *Staat im Ausverkauf. Privatisierung in Deutschland*

Koalition Wer hat hier das größere Trauma? Während die SPD ihren bisher vielleicht deutlichsten Versuch unternimmt, mit Hartz IV zu brechen, diskutiert die CDU ihre Flüchtlingspolitik. Wie wird es danach wohl weitergehen mit dieser Regierung?



FOTOS (V. U.): JENS FESKE/IMAGO, ODD ANDERSEN/AP/GETTY IMAGES

Träumen mit den Praktikern

Migration Die CDU trifft sich unter neuer Führung zur Werkstatt und will das Jahr 2015 bewältigen

■ Sebastian Puschner

Bayerns CSU-Innenminister hat am späten Montagnachmittag in Berlin rein illustrative Aufgaben, er scheint das zu genießen. Entspannt steht Joachim Herrmann am Talk-Pult, lächelt ins Foyer des Konrad-Adenauer-Hauses der CDU, hinter ihm liegen knapp fünf Stunden Workshop, „Innere Sicherheit und Abschiebepaxis“ war das Thema, das Herrmann mit Baden-Württembergs CDU-Chef Thomas Strobl moderieren durfte. Jetzt bittet CDU-Generalsekretär Paul Ziemiak um die Ergebnispräsentation. Aber da Strobl die gleich in toto übernimmt, braucht Herrmann nur noch ein bisschen zu säuseln: dass es ja nicht selbstverständlich sei, wenn die CDU jemanden von der CSU zu ihrer „Werkstatt“ einlade; dass es aber selbstverständlich sei, dass man als CSU-Mann dann komme. Und dass natürlich alles sehr klug und sehr wichtig sei, was hier diskutiert wurde, gerade mit all den anwesenden „Praktikern“.

Überhaupt, die Praktiker! Von ihnen schwärmen alle, die da zu Ziemiak auf die Bühne steigen und aus ihren Workshops erzählen, und sie meinen nicht nur den anwesenden Bundespolizeichef und Hans-Georg-Maaßen-Freund Dieter Romann, der im Sommer 2015 gern die Grenzen dichtgemacht hätte: Polizisten sind hier! Richter! Landräte! Bürgermeister! Sie hatten sehr konkrete Vorschläge, wie das zu erreichen wäre, was Parteichefin Annegret Kramp-Karrenbauer in ihrer Schlussrede als zentrales Mantra dieser Veranstaltung beschwören wird: „Wir haben aus dem Jahr 2015 gelernt. Das war eine besondere Situation. Sie darf sich nicht wiederholen!“ So habe eine Verwaltungsrichterin, erzählt Strobl, dazu geraten, Asylverfahren auf eine einzige gerichtliche Instanz zu beschränken – Strobl neigt den Kopf hin und her, traut Tobak, er weiß, aber das habe die Frau eben vorgeschlagen, und möglich sei das sicherlich.

Mit Wünschen wie diesen haben sie Folien beschrieben, der Beamer wirft sie an die Wand, „Ausreisegewahrsam ausweiten, Sicherungshaft erleichtern“, Ausweisungen schon bei einer Verurteilung ab 90 Tagessätzen, bei Sexualstraftaten und Angriffen auf Polizisten sowieso, zudem die „zeitnahe Bestimmung weiterer sicherer Herkunftsländer“ – auf die sollte man sich eh innerhalb der EU einigen, sagt der CDU-Innenpolitiker Armin Schuster, „da könnten wir über Europa eine politische Diskussion zum Erfolg führen, bei der wir in Deutschland vielleicht gar nicht gewinnen können, wegen der Parteien-Konstellation“.

So sehr sich Kramp-Karrenbauer und Ziemiak auch über das „genau richtige Format“ der Werkstatt freuen: Erst lang nach deren Ende gibt die neue Parteichefin das wohl wichtigste Signal an all die Konservativen, die das Thema Migration so sehr umtreibt und die Angela Merkel grollen: Wenn wieder eine so große Fluchtbewegung wie 2015 gen Deutschland einsetzen würde, wird Annegret Kramp-Karrenbauer in den *ARD-Tagesthemen* gefragt, würde sie die Grenze dann dichtmachen? „Als Ultima Ratio wäre das durchaus auch denkbar“, antwortet sie. Bundespolizei-Präsident Dieter Romann dürfte diese Antwort recht zufrieden registriert haben.

Lesen Sie mehr zum Thema auf Seite 4

Da wären ja noch die Steuern

Schwarz-Rot Die Sozialdemokraten haben in dieser Koalition keine Chance. Daraus ergeben sich drei Optionen

■ Georg Fülberth

In Klausur über den Sozialstaat und Europa war die SPD, während die CDU in einer „Werkstatt“ zur Migrationspolitik weilte. Es geht um die Zukunft der Regierung und die der Sozialdemokratie sowie um die nächsten Wahlkämpfe.

Der Koalitionsvertrag von 2018 enthält eine Revisionsklausel. Für sie gelten zwei Interpretationen. Erstens: Es ist zu prüfen, ob die inhaltlichen Vereinbarungen verändert werden müssen. Bevor beide Seiten sich zu diesem Zweck treffen, empfiehlt es sich, Forderungen zu stellen, mit denen man sich gegenüber der eigenen Basis profilieren und sich einer über diese hinausgehenden Wählerschaft empfehlen kann. Zweitens ist zu klären, ob man überhaupt in einer Großen Koalition verbleiben will. Annegret Kramp-Karrenbauer und Angela Merkel haben daran nie einen Zweifel gelassen. Die SPD-Spitze durfte zumindest nach außen hin in dieser Frage nicht so sicher sein. Das Ja der Basis zu einer Neuaufgabe von Schwarz-Rot war an die Bedingung gebunden, es zur Halbzeit noch einmal zu bedenken.

Folgt man den Umfragen, hat Schwarz-Rot im Bund die Mehrheit verloren, und es sieht nicht so aus, als ob sie wiederkäme. Nach Ankündigung neuer sozialpolitischer Initiativen legte die SPD – von einem zum anderen Institut unterschiedlich – mal ein wenig zu, mal stagnierte sie. Auch bei der Union bewegte sich unterdessen nichts Entscheidendes.

Durchaus möglich ist, dass sich die SPD jetzt für ein paar Tage ein Zwischenhoch organisiert hat. Medial war sie nie schlecht, siehe den Schulz-Hype von 2017. Darüber, ob das auf Dauer trägt, kann gegenwärtig nichts gesagt werden. Siehe den Schulz-Crash, ebenfalls 2017.

Union und SPD können nun entweder darum kämpfen, gemeinsam wieder nach vorn zu kommen, oder sie müssen nach neuen Optionen jenseits von Schwarz-Rot suchen. Hierfür hat die Union eine Chance: Jamaika. Diese Mehrheit ist numerisch

ja schon da. Die SPD dagegen hat für längere Zeit keine Aussicht auf eine von ihr geführte neue Koalition.

Die in diesem Jahr anstehenden Wahlen werden die Parteienlandschaft wahrscheinlich verändern, mit Sicherheit im Osten. Danach wird in Berlin entweder zwei Jahre lang gemeinsam weiterpartiiert, oder es gibt eine neue Regierung und eine neue Opposition. Für jede dieser Eventualitäten müssen sich SPD und Union irgendwann aufstellen. Da man Genaueres noch nicht weiß, können die Vorüberlegungen zunächst nur eher zaghaft ausfallen.

Grabenkämpfe, Genervtheit

Es sind auch innerparteiliche Begrädnigungen vorzunehmen. Nachdem SPD und Union in den vergangenen Jahren durch ihre Grabenkämpfe das Publikum genervt haben, suchen sie ihren Vorteil gegenwärtig wohl eher in organisationsinterner Harmonie. Also müssen sie jetzt einige hausgemachte Streitfragen abräumen.

Die CDU hat gute Chancen, den Migrationskonflikt zu beenden – sowohl in den eigenen Reihen, in denen er in jüngerer Zeit ohnehin nicht mehr heftig geführt wurde, als auch im Verhältnis zur CSU. Mit der inzwischen erfolgten Abschottung beginnt der Streitgegenstand etwas zu verschwimmen. Es kommt wohl darauf an, auf der einen Seite einen Abstand zu Merkel herzustellen, ohne auf der anderen künftige Partner, etwa die Grünen, zu verprellen. Drittens sollen ja auch AfD-Wählerinnen und -Wähler zurückgeholt werden. Für die Restlaufzeit der gegenwärtigen Regierung sind diese Kombinationen irrelevant. Hier sind keine großen neuen Entscheidungen mehr zu treffen.

In den Vordergrund schiebt sich stattdessen jetzt die Frage, mit wem CDU und CSU danach koalieren wollen.

Was dies betrifft, kann sich die Union noch mit einem vagen Sondieren begnügen. Die Jamaika-Verhandlungen von 2018 haben ja gezeigt, dass sie, ist Merkel einmal weg, in einer bequemen Loge sitzt. Die SPD hingegen muss forscher auftreten. Sie liegt deutlich unter zwanzig Prozent. Das beein-

trächtigt die Glaubwürdigkeit ihrer neuesten sozialpolitischen Vorschläge. Schon kommt aus der Union der Vorwurf, es handle sich nur um Gestikulationen zwecks Stimmenfangs. Man kann sie aber auch unabhängig von dieser Taktik beurteilen.

Die Bezugsdauer für Arbeitslosengeld I soll verlängert werden, Hartz IV heißt, geht es nach der SPD, jetzt „Bürgergeld“. Das Recht auf Home Office sei gesetzlich zu garantieren, der Mindestlohn auf zwölf Euro zu erhöhen.

Die vom Arbeitsminister Hubertus Heil propagierte „Respektrente“ ist nicht Teil des in der Klausur verabschiedeten Papiers. Ohne sie stellt es eine erstaunlich dünne Agenda dar, und man wundert sich über die Aufregung, die es verursacht.

Dennoch hat es in der gegenwärtigen Koalition keine Chance. Daraus ergeben sich drei Möglichkeiten. Erstens: Die SPD verlässt von sich aus die Regierung, was Andrea Nahles bereits ausgeschlossen hat. Zweitens: Sie wird aus ihr verdrängt. Drittens: Sie bleibt und führt einen vorgezogenen Wahlkampf für 2021 mit der permanenten Anklage, die Union hindere sie daran, ihre guten Ideen zu verwirklichen. Dann müsste sie aber eine andere Koalition anbieten.

Die SPD sollte 15 Prozent nicht als eine Schande, sondern als ein Pfund sehen

Ohne die Linkspartei ist das nicht zu machen. Durch ihre sozialpolitischen Vorschläge scheint sich die SPD ihr angenähert zu haben – mit einer einzigen, dafür aber entscheidenden Ausnahme: der Verteilungsfrage. Kernthema der sozialdemokra-

tischen Wehklagen über den Schaden, den man sich durch die Agenda 2010 zugezogen hatte, ist Hartz IV. Fast völlig draußen bleibt die steuerpolitische Umverteilung von unten nach oben, die unter Gerhard Schröder ebenfalls vorgenommen wurde. Hier will man nicht ran. Damit aber stellt sich die Frage nach der Finanzierung eines sozialpolitischen Umbaus einschließlich der Infrastrukturleistungen, die vom SPD-Papier ebenfalls versprochen werden. Solange die gegenwärtige günstige Kassenlage anhält, lässt sich noch darüber reden. Laut Olaf Scholz sind die fetten Jahre aber demnächst vorbei. Dann müsste die SPD ihre Versprechen entweder kassieren oder ihren steuerpolitischen Betonkurs ändern. Hierzu gibt es bislang nur wolkige Andeutungen.

Nie mehr Sanitätsgefrierer

Schafft die SPD wider Erwarten den steuerpolitischen Durchbruch, von dem bisher bei ihr zurzeit keine Rede ist, hat sie zwar Die Linke auf ihrer Seite, aber noch lange nicht Bündnis 90/Die Grünen. Die sind derzeit auf Jamaika-Kurs.

Ihre gegenwärtigen programmatischen Manöver allein werden der SPD nicht helfen. Hinzu kommen müssten Änderungen des Umfelds, die aber völlig unabhängig sind vom Wollen und Meinen dieser Partei. Es kann sogar sein, dass sie ihr nicht nützen, sondern schaden: etwa ein weiterer Stimmeneinbruch im Osten und eine Aufnahme der AfD in die Koalitionensfähigkeit in mindestens einem Landtag dort. Etwaige große wirtschaftspolitische Verwerfungen könnten andererseits die SPD wieder als Nothelferin herbeizitieren, und es wäre gut, wenn sie dann erstmals nicht nur den Sanitätsgefrieren abgäbe.

Auf all dies müsste sie vorbereitet sein. Bis dahin sollte sie die 15 bis 20 Prozent der Stimmen, die sie immer noch hat, nicht als eine Schande ansehen, sondern als ein unvertrautes Pfund, das vielleicht dadurch doch noch irgendwann wieder gemehrt werden kann, dass sie einen ehrlichen und dauerhaften Kurswechsel in der Verteilungsfrage vollzieht und um Partner für eine neue Mehrheit dafür wirbt.

Wille und Algorithmus
Nina Scholz

Liebe Fahrerinnen und Fahrer von „Liefer am Limit“!

Ich schreibe euch heute in diesem Franz-Josef-Wagner-Stil, weil ich nicht über euch schreiben will. Ich hoffe dieser Text erreicht euch – und andere. Ihr habt im vergangenen Jahr so viel Großartiges getan, ihr und eure Kolleginnen von der FAU habt die – mittlerweile weltweiten! – Arbeitskämpfe der Kurierfahrerinnen hierzulande sichtbar gemacht, immer wieder auf eure unhaltbaren Arbeitsbedingungen aufmerksam gemacht, etwa als ihr bei minus sechs Grad ausfahren mussten, Deliveroo und Foodora aber nicht für Winterausrüstung aufkamen. Ihr habt den ersten Betriebsrat bei Foodora gegründet – der dann entlassen wurde, weil Foodora das eben mit befristet Beschäftigten machen kann.

All das war großartig, aber das Papier, das eure Gewerkschaft NGG mit Arbeitsminister Hubertus Heil (SPD) verfasst hat, ist ein großer Fehler. Darin steht zwar ganz richtig „Faire Arbeitsbedingungen und sozialer Schutz müssen auch in der Plattformökonomie gelten“. Was allerdings fehlt, ist eine Bestandsaufnahme, was die Plattformfirmen ausmacht: Sie sind Start-ups, die auf digitalen Programmen beruhen, denen Netzwerkeffekte zugrunde liegen, das heißt: Am Ende setzt sich eine Plattform durch, die mit den meisten Usern. Daher gibt es nur ein Facebook, ein Amazon – und deswegen konkurrieren Deliveroo und Foodora so hart.

Also reicht es nicht, an das soziale Gewissen der Plattformen zu appellieren, sondern es gilt sich dafür zu rüsten, dass sich einer der beiden durchgesetzt hat, die Regeln diktiert und keine Angst haben muss, dass die Kundinnen beim Konkurrenten bestellen und die Fahrerinnen dort anheuern.

Anderswo, in Großbritannien etwa, haben die Fahrer durchgesetzt, dass sie als Arbeiter, nicht als Unternehmer gelten. Unser Arbeitsrecht ist weniger liberal, warum also wollt ihr euch mit solchen Forderungen abspesen lassen: „Soweit die Fahrer*innen als Arbeitnehmer*innen einzuordnen sind, ist der Mindestlohn zu zahlen.“ Ihr wolltet doch eine betriebliche Vertretung für alle, gleiche Rechte und gleichen Lohn, Ausrüstung und Arbeitsgerät für alle! Wo ist das geblieben? Stets habt ihr in euren Kampagnen darauf aufmerksam gemacht, wie viele Unfälle passieren. In anderen Ländern gab es bereits Tote. Das ist auch auf den Konkurrenzdruck, den Stress und die Überwachung durch die Apps zurückzuführen, über die die meisten Fahrerinnen klagen. Warum findet sich dazu nichts in eurem Papier?

Also, lasst euch nicht entmutigen, ich weiß, das ist leicht gesagt, aber dieses Papier ist eine falsche Befriedung zu früh. Ihr habt mehr Macht, viel Solidarität, ihr seid sichtbar, kämpft weiter!



Nasse Hosen von aus dem Mittelmeer geretteten Menschen werden auf dem Deck der Aquarius zum Trocknen ausgelegt

Wer ist hier der Täter?

Rettungsweste Seehofer will Flüchtlingsunterstützer kriminalisieren. Doch die „Seebrücke“ macht weiter

■ **Dorian Baganz**

Es ist nichts Neues, dass Politiker gelegentlich mit Nebelkerzen um sich schmeißen. Bei der Parlamentsdebatte im März 2017 zum Beispiel, als das „Gesetz zur besseren Durchsetzung der Ausreisepflicht“ diskutiert wurde, sagte der damalige CDU-Bundesinnenminister Thomas de Maizière, man ziehe damit „wichtige Konsequenzen aus dem Fall Amri“. Kurz darauf wurde die Gesetzesverschärfung beschlossen – Abschiebeandrohung zur Abwehr bei einer terroristischen Gefahr. Als seien nicht Vollzugsdefizit und Polizeiversagen schuld daran gewesen, dass der Anschlag auf den Berliner Breitscheidplatz nicht verhindert werden konnte. Zumindest sind das die Erkenntnisse des Bundestagsuntersuchungsausschusses und von Sonderermittler Bruno Jost. Einer scheint davon nichts internalisiert zu haben: CSU-

Bundesinnenminister Horst Seehofer. Vor Kurzem wurde der Referentenentwurf des „Zweiten Gesetzes zur besseren Durchsetzung der Ausreisepflicht“ öffentlich, auch „Geordnete-Rückkehr-Gesetz“ genannt. Darin enthalten: eine euphemistisch als „Reisebeschränkung in das Inland“ bezeichnete Inhaftierung von abgelehnten Asylbewerbern, die fortan ohne richterliche Anordnung auskommen soll; außerdem die Aufhebung des Trennunggebots zwischen Abschiebe- und Straftat und der schnelle Entzug des Duldungsstatus. Neu ist, dass nun auch hierzulande die Flüchtlingshelfer in den Fokus staatlicher Repressionen rücken: Wer über eine bevorstehende Sammelabschiebung informiert, soll mit bis zu drei Jahren Haft oder einer Geldstrafe belegt werden. Ein staatlicher Angriff auf die „Anti-Abschiebe-Industrie“, von der Alexander Dobrindt (CSU) einst fabulierte.

Leipzig hat viel Platz

„Ja, zu der wollen wir auf jeden Fall gehören“, sagt Liza Pflaum von der „Seebrücke“. Das Bündnis entstand im letzten Juni aus der Empörung darüber, dass das Rettungsschiff „Lifeline“ mit 234 geretteten Menschen an Bord zunächst weder in Italien noch in Malta anlegen durfte. Mittlerweile ist daraus eine europaweite Bewegung gegen Abschottungspolitik und die Kriminalisierung von Seenotrettung entstanden, deren Mitinitiatorin Pflaum ist. Sie organisierte die erste Demonstration im Juli in Berlin. Heute koordiniert sie mit Mitstreiterinnen das Geschehen aus ihrem Coworking Space im Bezirk Neukölln, versucht den Kontakt mit den regionalen Ablegern im Bundesgebiet zu halten. Mittlerweile sind es so viele, dass selbst Pflaum den Überblick verloren hat. Knapp 90 lokale Organisationen gibt es, schätzen sie hier in Berlin. In der Hauptstadt kümmern sie sich auch um den „großen Zuspruch“ aus der Bevölkerung, meist Einzelspenden. „Wir werden aber auch von anderen Organisationen unterstützt“, sagt Pflaum.

Da stellt sich die Frage der Organisationsform. Doch die Seebrücke will sich gar nicht erst in das Schema irgendeines zivilgesellschaftlichen Interessenverbandes zwängen. Das Dezentrale bietet zu viele Vorteile, alle könnten sich anschließen, Aktionen starten. „Jeder kann ein Teil der Seebrücke sein“, so die Aktivistin. Zum Vorstoß des Innenministers kann sie nur den Kopf schütteln, „das ist restriktive und men-

scheneindliche Politik“. Zuspruch erfährt sie dafür unter anderem von Juliane Nagel. „Aber so was erwartet man ja aus dem Hause Seehofer“, sagt die migrationspolitische Sprecherin der Linksfraktion im sächsischen Landtag. Sie sitzt auch im Stadtrat von Leipzig, aber eigentlich komme sie aus der außerparlamentarischen Ecke, gibt sie zu verstehen. Sie engagiert sich unter anderem in flüchtlingspolitischen Organisationen, zum Beispiel dem „Initiativkreis Menschen. Würdig“. Auf zwei Demos der Seebrücke in Leipzig hat sie schon gesprochen. In Zusammenarbeit mit der Bewegung brachte sie im Oktober einen Antrag ins Stadtparlament, der die Kommune auffordert, sich an das Bundesinnenministerium zu wenden und zu erklären, „dass Leipzig bereit ist, aus der Seenot gerettete Flüchtlinge aufzunehmen“. Die größte Stadt Sachsens sollte zu einem der „sicheren Häfen“ werden, wie sie die Seebrücke fordert. „Das ist auch vor dem Hintergrund geboten, dass in Sachsens Flüchtlingsunterkünften massiver Leerstand herrscht“, sagt die Expertin für Migration, „hier gibt es einfach Platz.“ Bislang war ihr Bemühen vergeblich. Stattdessen existiere seit Dezember einen „Abschiebeknast“ in Dresden, wie Nagel ihn nennt. Woanders ist man da weiter: 36 Kommunen haben sich zu einem solchen „sicheren Hafen“ erklärt, neben Berlin beispielsweise Bonn und Braunschweig.

Bonn war schon im Juli dabei (*der Freitag* 30/2018), von Anfang an engagiert sich bei der dortigen Seebrücke Osama Shibani. Als Geflüchteter aus Syrien könne er sich in die Notlage vieler Menschen hineinversetzen, sagt der 22-Jährige. Deswegen macht er hier mit, „wenn ich Zeit und Energie habe, bin ich aktiv“. Er hält Vorträge über die Initiative vor Studierenden, gibt Interviews.

„Die Aufnahmebereitschaft in den Kommunen steht klar in Verbindung mit der hohen Todesrate im Mittelmeer“, glaubt

Liza Pflaum. 208 Geflüchtete sind allein im Januar ertrunken. Doch anstatt durch eine orchestrierte Seenotrettung so schnell wie möglich das Sterben zu beenden, kommt es auf europäischer Ebene immer noch zum Gerangel darüber, welches Land für den jeweiligen Asylantrag zuständig ist.

170 Tote an zwei Tagen

Die Dublin-III-Verordnung der EU sieht jenes Land in der Verantwortung, in dem die Geflüchteten zuerst registriert wurden. Mit der Folge, dass Mittelmeer-Anrainer wie Italien, Malta und Frankreich ihre Häfen schließen, um sich der ungleich verteilten Verantwortung zu entziehen. Selbst das einst flüchtlingsfreundliche Spanien hindert inzwischen Rettungsboote daran, in See zu stechen. Und seit dem „Werkstattgespräch“ der CDU ist klar, wie groß noch immer der Wille zu Law and Order ist.

Doch immer häufiger wehrt sich die Zivilgesellschaft gegen diesen Zynismus der politischen Kaste und dessen katastrophale Folgen. Zwei Beispiele aus Niedersachsen: Nach Protesten der Seebrücke brachte die „Bürgerinitiative Braunschweig“ im Dezember einen Antrag in den Gemeinderat ein; mit der Annahme erklärte sich die Stadt bereit, die aus Seenot Geretteten bei sich aufzunehmen, zumindest „im Rahmen ihrer Möglichkeiten“. Die Resolution wurde gegen die Stimmen von CDU und AfD beschlossen, die FDP enthielt sich. Nachdem am 18. und 19. Januar innerhalb von 48 Stunden 170 Menschen vor den Küsten von Libyen und Spanien ertranken, organisierten Aktivistinnen der Hannoveraner Seebrücke eine 24-Stunden-Mahnwache in der Marktkirche. Der Ex-Kapitän der „Sea Watch“, Bruno Adam Wolf, hielt eine der vielen Reden. Für die Opfer wurden Kerzen angezündet, für die Seenotretter „Solidaritätskarten“ gebastelt.

Ob Seehofers Versuch, die Flüchtlingsunterstützung zu kriminalisieren, durch das Parlament kommt, ist ungewiss. Europaweit sind Aktivistinnen von diesem Trend ohnehin schon betroffen: Der Sea-Watch-Kapitänin Pia Klemp drohen in Italien für „Beihilfe zur illegalen Einreise“ bis zu 20 Jahre Haft. „Wir werden uns weiter dafür einsetzen, dass das nicht Normalität wird“, sagt Liza Pflaum. In Dessau hängen zurzeit orange Rettungswesten an den Kirchtürmen. Die Protestaktion soll 40 Tage dauern, in der Bibel die Zahl für Besinnung und Umkehr.

Ein Erfolg der Seebrücke: 36 Kommunen haben sich zum „sicheren Hafen“ erklärt

ANZEIGE

der Freitag
radioeins rbb

18.02.
Berlin erstickt - Zeit für eine Verkehrsrebellion!
Jakob Augstein im Gespräch mit Heinrich Strößenreuther über die Notwendigkeit einer Verkehrswende und eine neue intelligente Mobilitätspolitik.
radioeins & Freitag Salon im Maxim-Gorki-Theater, Stuido Я • 20 Uhr • Karten unter www.gorki.de

Leben retten – für 1,40 die Stunde

Ausbeutung Angehende Psychotherapeuten leisten dringend benötigte Arbeit. Bezahlt werden sie gering. Oder gar nicht

■ Konstantin Nowotny

Die Depression ist eine tückische Krankheit, denn sie flüstert. Ein gebrochenes Handgelenk tut das nicht, eine Grippe auch nicht. Die Depression aber säuselt erbarmungslose Unwahrheiten: „Du bist wertlos“, zum Beispiel. Oder: „Du bist für jeden eine Belastung.“

Wenn das unvorbereitet trifft, der will ihr glauben. Umso bemerkenswerter ist es, wenn Depressive die Kraft aufbringen, sich therapeutische Hilfe zu holen. Auf den Therapeuten lastet dann enorme Verantwortung. Sie müssen einfühlsam sein, verständnisvoll, geduldig. Dafür lernen sie viel, über den Aufbau des Gehirns und den Aufbau eines Gesprächs, über richtige und falsche Fragen, über Medikamente und Suchtmittel.

Dafür sind sie gleich zweifach qualifiziert: „Psychologischer Psychotherapeut“ heißt die Berufsbezeichnung. Therapeuten haben sowohl ein mehrjähriges Psychologiestudium absolviert als auch eine Therapeutenausbildung abgeschlossen. Bis zur Abschlussprüfung dauert es bestenfalls ganze acht Jahre. Bestenfalls. Im Schnitt brauchen die angehenden Therapeutinnen und Therapeuten länger, insbesondere dann, wenn sie während ihrer Ausbildung arbeiten gehen müssen.

Das müssen sie sehr häufig, denn Psychotherapeut werden ist teuer. An der Berliner Charité kostet eine dreijährige Ausbildung beispielsweise 20.000 Euro. Woanders kann sie bis zu 70.000 Euro kosten. Viele Psychotherapeuten in Ausbildung verschulden sich. Zu der finanziellen Belastung kommt ein enormer Aufwand. Ab einem gewissen Punkt in der Ausbildung, der sogenannten praktischen Tätigkeit, übernehmen die Auszubildenden Patienten – neben Seminaren, Besprechungen und Fortbildungen. 50 bis 60 Wochenarbeitsstunden sind keine Seltenheit.

Tags Therapie, abends Minijob

Hohe Hürden für einen Beruf, der jedes Jahr dringender gebraucht wird. Psychische Krankheiten sind laut Krankenkassen mittlerweile der dritthäufigste Grund für Krankenschreibungen. Die Zahl vergrößert sich, weil das Stigma abnimmt, weil Menschen sich häufiger trauen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Laut Bundespsychotherapeutenkammer fragen trotzdem erst 20 Prozent der psychisch kranken Menschen eine Therapie an. Es gibt auch Hinweise darauf, dass schlicht mehr Menschen psychisch erkranken. Die WHO schätzt, dass in Deutschland allein vier Millionen Menschen depressiv sind.

Dass die Psychotherapeutenausbildung trotz der Strapazen ungebrochen beliebt ist, ist fast verwunderlich. Mit einem Diplom oder einem Master in Psychologie bekämen die Studenten auch woanders einen gut bezahlten Job, zum Beispiel als Wirtschaftspsychologe.

Die Kliniken sollten es also wertschätzen, dass sich angesichts des hohen Bedarfs so viele junge Menschen diesen Belastungen aussetzen, könnte man meinen. Die Wertschätzung lässt sich beziffern. Sie lautet: 1,40 Euro die Stunde. Das ist der faktische Stundenlohn für Psychotherapeutinnen in Ausbildung an der Berliner Charité-Klinik. Woanders sieht es oft nicht viel besser aus. Eine Pflicht zur Vergütung sieht das Gesetz nicht vor. Manche Kliniken zahlen überhaupt nichts.

Wie ist das möglich? „Man verdient 150 Euro im Monat, 400 Euro gehen für die Ausbildungskosten drauf“, sagt Anne. Sie macht eine Ausbildung zur Verhaltenstherapeutin am Berliner Vivantes-Klinikum. Wegen der unhaltbaren Zustände hat sie sich mit anderen „PiA“, wie sich die Psychotherapeuten in Ausbildung abkürzen, zum Protest zusammengeschlossen. Ein Großteil von ihnen hat neben dem hohen Wochenarbeitspensum noch einen oder mehrere Nebenjobs. Hinzu kommen für Anne und die anderen Protestierenden jetzt noch: Orga-Treffen, Demos und Termine mit Pressevertretern. Die PiA suchen den



Herbst 2018: Psychotherapeuten in Ausbildung besuchen den Aufsichtsrat der Charité in Berlin

Kontakt zur Öffentlichkeit, um auf ihre prekäre Situation aufmerksam zu machen.

Lisa, die an der Charité eine tiefenpsychologische Ausbildung macht, ist ebenfalls in der Protestgruppe organisiert. Sie geht neben ihrer Ausbildung babysitten. In einigen Fällen, so berichtet sie, beantragen die Auszubildenden sogar Arbeitslosigkeit – mit Vollzeitpensum und abgeschlossenem Studium. Der geringe faktische Verdienst lässt das zu. Ist das zu rechtfertigen?

„Das Argument, was dann vorgebracht wird, ist: Ihr seid ja in der Ausbildung, ihr werdet ja betreut“, so Dilara, die auch Verhaltenstherapeutin werden möchte und kurz vor dem Abschluss ihrer Ausbildung steht. Mit „Betreuung“ ist die sogenannte Supervision gemeint. Dabei sollen die Auszubildenden von einem erfahrenen Therapeuten angeleitet werden. So die Idealvorstellung. „Jeder von uns hat sechs bis neun Patienten. Man kann sich vor-

Bedingt einsatzbereit

Bedarf Trotz der hohen Kosten und der langen Ausbildungsdauer absolvieren in Deutschland jährlich über 2.000 Menschen eine psychotherapeutische Ausbildung. Bei Abschluss sind sie durchschnittlich 34 Jahre alt. Laut Informationen des Berufsverbands deutscher Psychologinnen und Psychologen stieg die Anzahl der in Deutschland tätigen Psychotherapeuten in den vergangenen Jahren um 20 Prozent auf über 35.000.

Die Therapeuten sind da, allein der Zugang zur Therapie gestaltet sich schwierig. Aus einer Kleinen Anfrage der Grünen-Bundestagsfraktion vom Januar geht hervor, dass die Wartezeit für eine Therapie im Schnitt bis zu fünf Monate beträgt – im ländlichen Raum sogar noch länger. Eine Richtlinie aus dem Jahr 2017 sollte die Wartezeit auf vier Wochen reduzieren. Das Problem: Es mangelt weniger an Therapeuten denn an Kassensitzen. Eine Kostenübernahme für Therapien in Privatpraxen ist kompliziert und langwierig. Wenn die PiA nach Jahren der Ausbildung endlich einsatzbereit sind, treffen sie auf die nächste Hürde. Das Nachsehen haben die Patienten, von denen viele dringend Hilfe benötigen. **kn**

stellen, dass wir in einer Gruppensitzung von anderthalb Stunden nicht sehr weit kommen“, sagt Anne.

Die Therapien übernehmen die drei angehenden Therapeutinnen also de facto eigenverantwortlich. Ohne die Auszubildenden könnte der Klinikbetrieb überhaupt nicht funktionieren, da sind sie sich sicher. Der steigende Bedarf an Psychotherapie wird zu einem nicht unerheblichen Teil durch Auszubildende wie Lisa, Anne und Dilara gedeckt. Auszubildende wie sie arbeiten wie Festangestellte. Es gilt als offenes Geheimnis, dass PiA zum Beispiel Arztbriefe schreiben. „Die bewegen sich zum Teil in einem Bereich, der nicht mal mehr grau ist“, meint Anne.

Den Protestierenden geht es ums Geld. Aber nicht nur. Eine Demonstration, bei der etwa 100 Auszubildende im November vor das Ministerium für Gesundheit zogen, trug das Motto „Wir brennen aus“. Die PiA machen deutlich, dass es unverantwortlich ist, sie trotz abgeschlossenen Studiums mit Niedrigstlöhnen unter starken Druck zu setzen und in Nebenjobs zu zwingen. Sie, die ruhig und konzentriert sein müssen, wenn sie Verantwortung für teils schwer kranke Menschen übernehmen.

Fortschritte machen die PiA trotz Unterstützung von Verdi aber nur langsam. Die Politik und die Kliniken sitzen den Protest oft aus. Irgendwann sind die PiA ja fertig. Dann dürfen sie einer Kassenzulassung hinterherrennen und sich um die Rückzahlung ihrer Schulden Gedanken machen.

Spar-Spahn spielt auf Zeit

Seit Kurzem tut sich aber etwas. Ein Referentenentwurf zur Reform der Psychotherapeutenausbildung liegt vor, aus Jens Spahns Gesundheitsministerium. Ab 2020 soll es demnach einen Studiengang „Psychotherapie“ geben. Angehende Therapeuten wären dann nach dem Studium wie Ärzte approbiert und könnten dementsprechend abgerechnet werden. Für die aktuell beschäftigten Psychotherapeutinnen in Ausbildung verbessert sich damit aber nichts. Bis 2032 ist im Entwurf eine Übergangszeit definiert, in der das alte Modell ohne Vergütungspflicht sowie gänzlich unregulierten Arbeitsbedingungen weiterhin gültig ist. Wer aktuell Psychologie studiert oder die Ausbildung macht, geht leer aus.

Eine Reform ist seit Jahren im Gespräch. Spahn erkaufte sie sich günstig, indem er

für die sie sich zum Teil hoch verschuldet haben.

Vor Entlassung geschützt wären sie nur mit Gewerkschaftsunterstützung. Bei einem vergleichbaren Fall hat Verdi zum Anfang des Jahres bereits Erfolge erzielt. Zahlreiche medizinische Ausbildungsberufe, unter anderem Ergotherapeuten und Logopäden in kommunalen und Uni-Kliniken, bekommen seit dem 1. Januar 2019 eine tarifliche Vergütung. Für einzelne Auszubildende bedeutete das einen Anstieg von null auf 900 Euro und mehr.

Ohne Auszubildende wäre oft ein regulärer Betrieb nicht möglich

Von solchen Summen können viele PiA derzeit nur träumen. Die Kliniken reden sich oft damit heraus, dass sie gesetzlich nicht zu einer Vergütung verpflichtet sind. „Das ist eine Gesetzeslücke“, sagt Dilara, „bei anderen Kliniken sieht man, dass deutlich mehr gezahlt wird. Es scheint also einen Spielraum zu geben.“ In Baden-Württemberg zahlen Kliniken beispielsweise nach Tarifvertrag. Viele Auszubildende nehmen deswegen teils große Pendelstrecken auf sich. An der Charité brüstet man sich hingegen, dass man die geringe „Aufwandsentschädigung“, wie es heißt, schließlich freiwillig zahle.

Dieser Aufwand, der da „entschädigt“ wird, ist eine vollwertige Behandlung. Insbesondere bei der „Volkskrankheit“ Depression gilt eine Psychotherapie als hochwirksam. Im Einzelfall rettet sie Leben. Und: Sie braucht kaum Material und ist damit für die Krankenkassen vergleichsweise günstig. Benötigt werden Fachwissen, Empathie und Geduld. Dass die jungen Psychotherapeuten, während sie all das aufbringen, nicht selten selbst unter existenziellen Nöten leiden, wissen viele Patienten zum Glück nicht. Sie fühlen sich ohnehin oft genug wie eine Belastung.

ANZEIGE

RETTET DIE REVOLUTION!

JAN ZIELONKA

KONTER-REVOLUTION

»freitag.de Buch der Woche

In vielen europäischen Ländern sind rechte Bewegungen im Aufwind. Oder mit den Worten Jan Zielonkas: Eine Konterrevolution ist in Gang gekommen. Im Jahr 1990 sah das noch ganz anders aus. Der Eisenerne Vorhang war gefallen und Zielonkas Lehrer Ralf Dahrendorf begrüßte eine Revolution in Europa; es herrschten Euphorie und Aufbruchstimmung.

Mittlerweile liegt die Europäische Union in Scherben, weil die politischen Eliten marktradikalen Ideen nachgelaufen sind und die liberale Demokratie verraten haben. Zielonka unterzieht die Entwicklungen einer unerbittlichen Analyse und formuliert ein starkes Plädoyer für eine offene Gesellschaft und eine Neuerfindung Europas.

2019. 206 Seiten. 19,95 € • ISBN 978-3-593-51009-5 • Auch als E-Book erhältlich

campus
Frankfurt. New York

Der Sturm aufs Salzgebäck

Frankreich Sie alle sind das Volk! Zu Besuch bei Gelbwesten in Rouen und Rotschals in Paris

■ Martin Leidenfrost

Einer der legendären Kreisel, die der Aufstand der Gelbwesten in öffentliche Bürgerforen verwandelt hat, ist „Des Vaches“. Er ist zweispurig, hier ergießt sich der Schwer- und Individualverkehr von der Autobahn in die Industrievorstädte von Rouen.

Es war gegen Abend, auf der Verkehrsinsel der Kreisel-Zufahrt hatten Gelbwesten ein Feuer entfacht. Als Vorrat einige gestapelte Holzpaletten, ein dürrer Christbaum wurde ins Feuer geworfen und loderte auf. Eine der Gelbwesten war ein kleiner schmächtiger Bursche, der „Sechste Republik“ und „Frexit“ auf seine Weste geschrieben hatte. Er hielt manchmal einen Lkw auf, wechselte ein paar Worte mit dem Fahrer, ließ ihn weiterfahren. Nur einen polnischen Fahrer ließ er etwas länger schmachten.

Auf der anderen Seite des Kreisels, auf einem verschlammten Stück Wiese, hatten die reiferen Gelbwesten ihr Feuer und ihren Unterstand. Ich näherte mich vorsichtig, standen die Gelbwesten doch im Ruf, den Medien zu misstrauen, besonders Journalisten der französischen Fernsehnachrichten rückten eine Zeit lang nur mit Bodyguards zu den Aufständischen aus. Ich fand das verständlich: Kaum ein Politiker hatte europaweit eine so gute Presse wie Emmanuel Macron, und seine gelben Gegner hatten eine ziemlich schlechte.

Sie nahmen mich aber herzlich auf. Ich fand keine Rechtsextremen vor, sondern arbeitende, globalisierungsgeprüfte Franzosen aus den Vorstädten. Der schmachtige Bursche erwies sich als Linker und seine Mutter als bürgerliche Dieselfahrerin, die an ihrem Arbeitsplatz in der Transportbranche hatte zusehen müssen, wie französische Fahrer durch billigere Polen ersetzt wurden. Die Hautfarbe dieser Gelbwesten war weiß – wenn man von Elia ab sah, einer maghrebinischen Mutti, deren schwarze Sturmmitze als Schleier durchgehen konnte und die wie jeden Abend Suppe aus einem ausrangierten Kinderwagen schöpfte.

Um den Aufstand der Gelbwesten zu kanalisieren, veranstaltet der französische Präsident in diesem Winter eine „große nationale Debatte“. Emmanuel Macron tritt selbst in Regionalkonferenzen von Gemeindepräsidenten auf; der *Figaro* berichtete bewundernd, dass Macron sechseinhalb Stunden durchgehend auf Fragen antwortete, „ohne zu trinken und ohne zu schwitzen“.

„Wahlpflicht? Unfranzösisch!“

Ich sah mir die große nationale Debatte in Rouen an, im größten Saal eines Freizeitzentrums für Kinder. Da keine Politiker angekündigt waren, blieb es gesittet. Durchgeführt wurde die Debatte von „Éveil“, „Erwachen“, einem Verein zur Förderung staatsbürgerlichen Engagements von Jugendlichen. Die Animatoren von Éveil waren freundliche, gut aussehende und elegant gekleidete Jugendliche, mehrheitlich Franzosen mit Migrationshintergrund. Ihr Wortführer war ein normannischer Wiedergänger des jungen Obama, cool, calm & collected. Die etwa hundert Teilnehmer debattierten nach der Methode „World Café“ – alle 20 Minuten den Tisch und das Thema wechselnd. Es waren so viele Journalisten da, dass sie sich auch schon mal gegenseitig interviewten. Obama versprach, alle Ideen des Diskussionsabends „der Regierung zu übermitteln“.

An meinem ersten Tisch klagte ein Rentner über „überquellende Spitäler“, ein im Irak Geborener warb für „Transparenz und Rechenschaftspflicht“, ein Rentner schimpfte auf eine Umstrukturierung, und ein anderer meinte: „Man müsste den Mut haben, die Öffentlichkeit von einer Umstrukturierung zu überzeugen.“ Auf dem Tisch lag ein weißes Plakat. Die Animatourin fragte: „Soll ich langsam was aufschreiben? Soll ich schreiben, zulasten von Technikern?“ Sie schrieb schließlich hin: „Umstrukturierung von Gesundheitseinrichtungen unter Berücksichtigung der Patientenbedürfnisse.“

Ich wechselte an Obamas Tisch. Dynamisch stehend las er die pralle Ideenliste von seinem Plakat ab: Proporzwahlrecht, Wahlpflicht, Wahlannullierung bei einer Mehrheit von Weißwählern, Nationale Konferenz für Privilegienstopp, Neudefinition des Laizismus. Eine Madame Sophie nannte Kiezbürgerforen ein „Alibi“, diese würden nie zu wichtigen Themen einberufen. An meinem



dritten Tisch wurde gesagt: „Wahlpflicht, so was ist unfranzösisch.“ Eine sanfte junge Linke plädierte für die Wiedereinführung der Vermögenssteuer ISF. Ein liberaler Intellektueller – taubengrauer Pullover, silbrige Bartstoppeln – fuhr ihr in die Parade: „Aus Ihnen spricht die Emotion. Frankreich hat eine Staatsquote von 55 Prozent. Wollen Sie noch mehr?“ Die Sanfte sagte: „Ja.“ Auf dem Plakat stand bislang nur: „Zusammenleben, Spaltungen vermeiden, Bindungen wiederherstellen. Bürgerinitiativrecht für Referenden (RIC). Septennat.“ Der Animateur bat um weitere Vorschläge. Der Liberale sagte: „Na, dass Macron weitermacht.“ Das wurde nicht notiert.

In meiner vierten Runde wurde über Föderalismus diskutiert. Einer: „Das Einheben von Steuern durch Regionen ist effizienter.“ Ein anderer: „Belgien beweist das Gegenteil.“ Ein kluger Hüne mit deutschem Akzent forderte die Abschaffung nicht gewählter Körperschaften wie der „Intercommunités“. Einer der bloß zwei Teilnehmer, die eine gelbe Weste trugen, beklagte die Künstlichkeit der von Hollande fusionierten Regionen: „Und warum lernt man in der Normandie nicht Normannisch?“ – „Aber man lernt es ja!“ Sie einigten sich darauf, dass Frankreich nicht zu viele Beamte, aber zu viele hohe Beamte habe.

An meinem letzten Tisch fragte der Animateur scheu: „Gibt es Leute, die gegen den ökologischen Umbau sind?“ Solche Leute gab es nicht. Das war spannend, trugen die Gelbwesten doch Züge einer antigrünen Revolte, Auslöser ihres Aufstands war die Erhöhung der

Schmale Jungs zündeten eine Mülltonne an, einer stieß sie auf die Polizei zu ... Die fuhr dann weg

Ökosteuer vor allem auf Diesel gewesen. Hier am Tisch zählten nun aber alle auf, was man wollen sollte: Bahn statt Bus, Atomausstieg, mehr Radwege und mehr Mülltrennung, Plastik vermeiden statt trennen, Clouds sind Energiefresser. Der Animateur erzählte von einem Stadtviertel, das eigenverantwortlich ein Windrad betreibt. Der Vorschlag eines Jünglings polarisierte: „Rote Ampeln mitten in der Nacht, das hat keinen Sinn.“

Fülle des Widerspruchs

Nach etwa zwei Stunden löste sich das kleine nationale Palaver in Richtung Salzgebäck und Limo auf. Der normannische Obama nannte die Debatte in seiner Schlussrede einen Erfolg und ließ noch einmal alle Vorschläge verlesen. Als da plötzlich „Dieselverbot“ zu hören war, rief der Liberale aus: „Diese Ideen sind vollkommen widersprüchlich!“ Obama sagte: „Das ist wahr. Die Auswahl der Ideen ist aber nicht unsere Aufgabe.“

Am darauffolgenden Wochenende kam ich nicht nur rechtzeitig zum elften Aufmarsch der „Gelbwesten“, sondern auch zum ersten Demo ihrer Gegner. Diese nannten sich „Rotschals“. Es drängt mich, zu bekennen, dass mich der direkte Vergleich zum Sympathisanten der Gelbwesten machte. Es ist dies vielleicht die erste französische Revolte, die nicht von Paris dominiert wird und die am Wochenende stattfindet – von Montag bis Freitag gehen die Gelben nämlich arbeiten. Mir schien, das sind normale Leute.

Der „XI. Akt“, wie es in der Sprache der Gelbwesten heißt, ging so aus: 69.000 Gelbwesten

und 10.500 Rotschals demonstrierten. Zählte man die gegangenen Schritte, klappte das Verhältnis noch viel deutlicher auseinander: Entsprechend einer lieb gewonnenen Tradition marschieren die Gelben samstags acht Stunden am Stück durch, während der reine Fußweg der Roten 25 Minuten betrug.

Ich begleitete die Gelbwesten am Samstag ab zehn in Rouen. Sie standen vor der normannisch-gotischen Abteikirche Saint-Ouen, eigentlich an der Bushaltestelle davor, als warteten sie auf den Bus. Ein großes „Buh“, und der Zug durch die immer gleichen Straßen begann. Das war kein Regenbogenvolk, bis auf zwei, drei Schwarze keine Minderheiten, das weiße Frankreich. Niemand war nach irgendeiner Mode gekleidet oder frisiert. Einige Gewerkschafter, vor allem die linke CGT mit Lautsprechern und Zeteln voller vorbereiteter Parolen. Auf „Macron“ reimte sich „Arschloch“, „Unternehmer“ und „Rücktritt“. Ihr Mantra war: „Gelbwesten, was ist euer Beruf?“ – „Ah-uh, ah-uh, ah-uh!“

Fass meinen Bullen nicht an

Lange war keine Polizei zu sehen, der Straßenverkehr wich wie von unsichtbarer Hand. Anspannung, als kurz unterhalb des Bahnhofs eine Reihe junger muskulöser Polizisten ins Blickfeld kam. Innehalten, Faxen, Papierflieger, Steinchen, dann ging es weiter. Am Ende eines langen leeren Boulevards stand ein Polizeiauto quer. Flinker, schmale Jungs zündeten eine Mülltonne an, ein Halbmaskierter rannte vor und stieß die rollende Mülltonne auf das Polizeiauto zu. Die Spielverderber fuhren weg. Ratloses Warten. Die Jungs warfen Plastikteile einer Baustellenabsperzung in die breinende Plastiktonne, die elegant in sich zusammenschmolz und einen schönen Rauch ergab. Und weiter ging's. Auf einem abfallenden Boulevard drehten sich viele um und fotografierten die gelb herabfließende Woge. Eine nette Omi rief allumarmend: „Gelbe, ich liebe euch!“

Ich ging erschöpft mittagsessen. Als ich in ihrer fünften Stunde vorbeiziehen sah, war die Demo jünger und ungeordneter geworden. Vom Zug abweichende Jugendliche wurden von einem Trupp Polizisten in Schach gehalten. Ein Polizist zielte mit einem schwarzen Plastikgeschoßgewehr auf einen halb verummten Jungen. Die Jugendlichen begaben sich zurück ins Glied.

Die Rotschals begleitete ich an einem Sonntag ab zwei in Paris. Kaum jemand trug einen roten Schal. Der Altersschnitt war etwas höher, versprochen war eine kurze Demo, „anderthalb Stunden, höchstens!“. Mir schien, die Demonstranten waren feine Leute, die Sensibleren aus dem Bildungsbürgertum. Der Anteil ethnischer Minderheiten war ein wenig höher, zumindest hinter dem Haupttransparent. Die Dutzenden Journalisten waren den Demonstranten recht ähnlich, zwei Fernsehjournalistinnen lächelten verzückt. Als alle in dieselbe Richtung filmten, fragte ich: „Geht dort jemand Prominentes?“ Ein Macron-Wähler mit Trikolore-Halstuch antwortete: „Nun ja, ein Halbprominenter. Der mit der Brille, er hat das organisiert.“ – „Der Asiate?“ – „Ja.“

Alle, mit denen ich sprach, waren Macron-Anhänger. Einer nannte die Gelbwesten „rechtsextreme und linksextreme Randalierer, ihre legitimen oder nicht legitimen Forderungen kosten schon jetzt 10 Milliarden“. Eine ältere Asiatin schrie auf dem Bürgersteig „gegen Fundamentalismus“ und meinte auf Nachfrage, Fundamentalisten seien zugegen, „aber nicht erkennbar“. Ein ewiges Pariser Girle mit kokettem Hüftschwung forderte „mehr Konstruktivität“ und suchte die Menge mit dem Namen von Macrons Partei aufzustacheln: „En Marche! On marche!“ Das Echo war verhalten. Der relativ größte Zorn richtete sich auf den linken Oppositionsführer Jean-Luc Mélenchon und dessen Konzept einer „Sechsten Republik“, die das monarchische, auf De Gaulle zugeschnittene Präsidentenamt der Fünften Republik zurückstutzen würde. Mélenchon reimte sich auch auf „Rücktritt“.

Abgesehen vom Motto „Stopp der Gewalt“, schienen mir die Parolen beliebig. Die Rotschals stimmten oft die Marseillaise an und riefen im Chor: „Freiheit“, „Demokratie“, „auch wir sind das Volk“. Außerdem demonstrierten sie – das hätten sich diese behüteten Bürger früher wohl nicht träumen lassen – für die Fünfte Republik und für die Polizei: „Fass meinen Bullen nicht an, fass meine Republik nicht an!“ Am Ende, vor der Bastille, beschimpften einander Rote und Gelbe.





Für eine Schlagzeile würde er auch Entenfamilien über die Straße helfen: Matteo Salvini (r.)

Salvini en marche

Provocazione Innenpolitisch klappt nicht viel. Also attackieren Italiens Populisten Macron

■ Jens Renner

Bei den Europa-Wahlen bleibt nur noch ein gutes Vierteljahr, da wächst die Aufregung im Palazzo, dem römischen Machtzentrum. Namentlich die beiden Vizepremiere, Innenminister Matteo Salvini (Lega) und Luigi Di Maio (Fünf Sterne), zuständig für Entwicklung, Arbeit und Soziales, tun alles für eine Schlagzeile. Da die innenpolitische Bilanz der Regierung, vor allem im Bereich der Wirtschafts- und Sozialpolitik, weit hinter ihren Versprechungen zurückbleibt, begeben sich die Protagonisten vermehrt auf das Feld der Außenpolitik: Hier lassen sich mit einem Minimum an Aufwand nationale Emotionen schüren und eigene Wichtigkeit vortäuschen.

Als Zielscheibe haben sich Salvini und Di Maio Frankreichs Staatspräsidenten Emmanuel Macron ausgewählt: Sein Ruhm als tatkräftiger Erneuerer ist verblasst, und die Protestbewegung der Gelbwesten hat ihn in die Defensive gedrängt. Nicht ungeschickt nutzen die italienischen Populisten reale Konflikte für ihre Kampagne. Da ist zum Beispiel die in 14 afrikanischen Staaten gebräuchliche, 1945 eingeführte Währung CFA-Franc, die heute an den Euro gebunden ist. Kritiker wie der senegalesische Ökonom Ndongo Samba Sylla sehen darin ein Instrument für „monetären Imperialismus“. Di Maio allerdings fügte seiner Kritik an diesem Überbleibsel des Kolonialismus die übliche Tirade gegen die afrikanischen „Flüchtlingsströme“ hinzu. Diese würden von Frankreich mithilfe seiner neokolonialen Politik in Afrika bewusst produziert, um Italien zu schaden.

Konkurrenz in Libyen

Bei diesem Stichwort schreckte auch Salvini auf – die Konkurrenz der beiden Partner provoziert stets die Reaktion des einen, wenn der andere mit einer öffentlichkeitswirksamen Intervention vorgeht. „In Afrika nehmen gewisse Leute den Völkern den Reichtum. Dazu gehört auch Frankreich. Macron hat gar kein Interesse daran, die Situation in Libyen zu stabilisieren“, behauptete Salvini. Als Freund des französischen Volkes hoffe er, dass dieses sich von seinem sehr schlechten Präsidenten befreie: „Die Wahlen zum Europäischen Parlament bieten dazu die Gelegenheit.“

Den undiplomatischen Breitseiten gegen das Staatsoberhaupt eines befreundeten Landes liegen tiefgehende Interessenkonflikte zugrunde. Als der französische Grenzschutz im Oktober 2018 zwischen Menton und Ventimiglia afrikanische Geflüchtete nach Italien zurückschickte, verbreitete das italienische Innenministerium davon Videos, die tagelang auch in den Programmen der öffentlich-rechtlichen RAI gezeigt wurden. Auf Twitter warf Salvini Frankreich die „Beleidigung Italiens“ vor und versah Macrons Porträt mit dem Wort „Vergogna!“ – Schande.

Auch bei der Politik gegenüber Libyen, italienische Kolonie von 1934 bis 1943, kommen sich beide Regierungen immer wieder in die Quere. Noch verfügt der italienische Energiekonzern ENI bei der Öl- und Gasförderung dort über einen Marktanteil von 45 Prozent. Bedrängt wird er von dem französischen Total-Konzern, der seinen Anteil von derzeit zehn Prozent deutlich erhöhen will.

Als im Spätherbst die Gelbwesten Frankreichs Straßen eroberten, witterte wiederum Di Maio die Chance, sich als Freund der Protestbewegung zu profilieren. Auf Facebook rief er die Aktivisten auf, nicht zurückzuweichen, und bot logistische Hilfe an bei der Umwandlung der Bewegung in eine politische Organisation. Mitte Januar war es dann wieder Salvini, der sich als international erfolgreicher Macher inszenierte. Anlass war die Auslieferung Cesare Battistis von Bolivien nach Italien. Battisti, in den 1970er Jahren Mitglied der Gruppe Proletari Armati per il Comunismo (PAC), war 1979 wegen Raubüberfällen („proletarischen Enteignungen“) zu zwölf Jahren Haft, später zu lebenslänglicher Verurteilung worden, wegen Morden, die er bestreitet. Nach der Flucht aus dem Gefängnis lebte er bis 2004 in Frankreich, dann in Lateinamerika. Mehrere italienische Regierungen hatten ergebnislos seine Auslieferung betrieben. Nun

konnte Salvini Vollzug melden. In Polizeiuniform nahm er Battisti persönlich auf dem römischen Flughafen Ciampino in Empfang. Sein Auftritt war auch ein Signal an die französische Regierung: Er werde alles tun, um weitere 15 in Frankreich lebende „Terroristen“ persönlich im Triumphzug nach Italien zu bringen.

Zunächst hielt sich die französische Seite mit Reaktionen zurück. Das änderte sich erst, als Di Maio am 5. Februar zu einem unangekündigten Treffen mit Exponenten der Gelbwesten nach Frankreich reiste, unter ihnen der extrem rechte „Islamkritiker“ Christophe Chalençon. Dass es dabei vor allem um den Sturz Macrons ging, ist anzunehmen. Nun sprach das französische Außenministerium von einer „inakzeptablen Provokation“ und zog seinen Botschafter aus Rom ab. In einer „ernsten Situation ohne Beispiel seit 1945“, so die Sprecherin des Ministeriums, sei das die notwendige Antwort auf monatelange „unbegründete Angriffe und beleidigende Äußerungen“ von italienischer Seite.

Bewegung der 2 ½ Sterne

Es nützte nichts, dass Di Maio den Besuch zur Privatsache herunterzuspielen suchte. Auch in Italien wuchs die Kritik. In einer gemeinsamen Erklärung mahnten der französische und der italienische Unternehmerverband, MEDEF und Confindustria, zum „konstruktiven Dialog“. Selbst Salvini erklärte großzügig seine Bereitschaft, jetzt wieder gemeinsam Probleme zu lösen, vorzugsweise bei der Migrationsabwehr.

Italiens Premier Giuseppe Conte und Außenminister Enzo Moavero Milanesi haben sich in den turbulenten Wochen auffallend zurückgehalten. Offensichtlich sehen sie es als ihre Hauptaufgabe, die Regierung zusammenzuhalten, zumindest bis zu den Europawahlen Ende Mai. Der erste Stimmungstest des laufenden Jahres, die Wahl in der kleinen Region Abruzzan am 10. Februar, lässt Schlimmes befürchten: Neuer Präsident ist Marco Marsilio von den Fratelli d'Italia. Er war der Kandidat eines von der Lega dominierten Mitte-rechts-Bündnisses, das gegenüber 2018 15 Prozentpunkte hinzugewinnen konnte. Die Fünf Sterne dagegen, die allein antraten, haben ihren Stimmenanteil gegenüber 2018 halbiert. Zur Mäßigung dürfte das Ergebnis weder Di Maio noch Salvini veranlassen. Wahrscheinlicher ist, dass das Wahlkampfgetöse in den kommenden Wochen noch zunimmt.

„Ernste Situation ohne Beispiel“: Frankreich zieht den Botschafter ab

Gelb kommt weg

Spanien Der Prozess gegen die Anführer der katalanischen „Rebellion“ hat begonnen

■ Eckart Leiser

Die juristische Abrechnung mit dem katalanischen Unabhängigkeitsprojekt tritt in ihre letzte Phase, der 12. Februar war der erste Verhandlungstag vor dem Obersten Gericht (Tribunal Supremo, TS) in Madrid. Bis zur Urteilsverkündung werden mindestens drei Monate vergehen.

Die Auswirkungen dieses Mammutprozesses auf das politische Klima in Spanien verschärfen sich täglich. Gemeinsam mit der rechtsextremen VOX blasen der Partido Popular (PP) und Ciudadanos zum Sturm auf die sozialistische Regierung unter Pedro Sánchez – ihr werfen sie getroffene Begnadigungsentscheidungen vor sowie, ohne Beweis, Einmischung in das Strafverfahren.

Die Regierung verweist mantraartig auf die Unabhängigkeit der Justiz, derweil immer mehr Minister Zweifel an der Anklage wegen „Rebellion“ äußern. Versuche, das Strafverfahren von der Lösung des Katalonienproblems zu trennen, waren bisher erfolglos: Die katalanische Regierung wertet die bisherigen Gespräche als Beschwichtigungstaktik. Sie fordert von Sánchez' Regierung, in das Verfahren einzugreifen. Einziges akzeptables Ergebnis: Freispruch aller Angeklagten.

Die Rechtsparteien dagegen werfen der Regierung schon jetzt Hochverrat vor, sie fordern sofortige Neuwahlen und taten das am vergangenen Wochenende mit einer großen Demonstration in Madrid kund. In diesem Fall stünden die Chancen für einen Sieg der Rechten im Bündnis mit der extremen Rechten, wie in Andalusien, nicht schlecht. Die katalanischen Unabhängigkeitsparteien wirken paradoxerweise an dieser Entwicklung mit: Ihre Abgeordneten im Madrider Parlament hatten im Juni 2018 beim Misstrauensvotum gegen Mariano Rajoy (PP) zwar der sozialistischen Minderheitsregierung mit an die Macht verholten, verweigern dieser aber jetzt die Unterstützung für die Verabschiedung des Haushalts, solange sie nicht das Recht Kataloniens auf Selbstbestimmung anerkennt. Ohne Haushalt sind die Tage der Regierung gezählt.

Aber zurück zum Prozess in Madrid: Im spanischen Rechtssystem hat die Regierung tatsächlich gewisse Einflussmöglichkeiten. Der Juristische Dienst des Staates

wirkt im Prozess mit und hat die Anklage inzwischen abgemildert: Während die Staatsanwaltschaft auf „Rebellion“ besteht und für bis zu 25 Jahre Haft plädiert, gibt sich der Rechtsvertreter des Staates mit „Aufruhr“ und maximal zwölf Jahren Haft zufrieden. Die Abmilderung findet die katalanische Regierung lächerlich – nachvollziehbar, haben doch mehr als 300 Verfassungsrechtler in einem Manifest das Vorliegen sowohl eines Staatsstrechs als auch von Aufruhr verneint.

Spezialbus mit Einzelzellen

Die zwölf Angeklagten wie Ex-Parlamentspräsidentin Carme Forcadell (*der Freitag* 1/2019) und Aktivist Jordi Sánchez wurden derweil bei Nacht und Nebel in einem Spezialbus für Schwerkriminelle mit Einzelzellen von Katalonien nach Madrid verlegt, begleitet von Spott, Musik sowie Gelächter, was ein Polizist der Guardia Civil filmte und als Video ins Netz stellte. Das Gericht lehnte es erneut ab, die Angeklagten aus der Untersuchungshaft zu entlassen, um ihnen derartige Demütigungen während des täglichen Transports zwischen Gefängnis und Gericht zu ersparen. Im Gefängnis angekommen, wurden alle gelben Kleidungsstücke konfisziert, ebenso Familienfotos, auf denen Angehörige mit der gelben Schleife, dem Symbol der katalanischen Unabhängigkeitsbewegung, zu sehen waren.

Die von Anklage und Verteidigung benannten Zeugen, 80 Prozent Polizisten, hat das Oberste Gericht weitgehend zugelassen. An internationalen Beobachtern und Sachverständigen, wie sie etwa Amnesty International fordert, sowie von der UNO bestellten Berichterstatter hat das Gericht dagegen keinen Bedarf. Stattdessen ließ es die lückenlose Live-Übertragung des Prozesses zu: jeder Zuschauer ein Beobachter. Es wäre spitzfindig, hier auf den Unterschied zwischen Anwesenheit im Gerichtssaal und einer Fernsehübertragung mit allen Manipulationsmöglichkeiten und Einschränkungen durch Kameraführung oder Fokussierung hinzuweisen. Letztlich geht es ja um die Abwehr von Zweifeln an der spanischen Justiz. Dieser hat der sozialistische Innenminister gerade bescheinigt, sie wäre die eines „vollzertifizierten“ Rechtsstaats – als würde es sich um eine Plakette des TÜV handeln.

ANZEIGE



LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN

MASTER OF ARTS
PHILOSOPHIE POLITIK WIRTSCHAFT

Denken Sie sich weiter.

Entscheidungsträger aus Unternehmen, Politik und Institutionen müssen komplexe Fragen wirtschaftlich sinnvoll und ethisch verantwortlich beantworten. Der berufsbegleitende MA-Studiengang in Philosophie Politik Wirtschaft (PPW) bereitet Sie darauf vor.

Im intensiven Austausch mit renommierten Professoren und Kommilitonen verschiedener Fachrichtungen lernen Sie, Zielkonflikte aus neuen Perspektiven zu betrachten, Handlungsmöglichkeiten systematisch zu bewerten und Entscheidungen souverän zu vermitteln. Das Studium lebt von der Reflexion wissenschaftlicher Erkenntnisse anhand erlebter Entscheidungssituationen. Daher erwarten wir uns von Ihnen eine mindestens zweijährige Berufserfahrung.

Bewerbungsschluss: 15. Juli

Bei Fragen zum Studium wenden Sie sich bitte an:
Dr. Nikil Mukerji | Philosophie Politik Wirtschaft | ppw@lmu.de | lmu.de/ppw

Hirngespinnste helfen uns nicht

Brexit Paul Mason hat an dieser Stelle gefordert, Labour möge ein zweites Referendum anstreben. Doch das sind Träumereien

■ Wolfgang Michal

Sozialdemokraten erkennt man daran, dass sie sich für Verwüstungen haftbar machen lassen, die ihre Gegner angerichtet haben. Das war vor 100 Jahren so, als die SPD die Folgeprobleme des Ersten Weltkriegs erbe, und das ist bis heute so. In Großbritannien steht derzeit der Labour-Vorsitzende Jeremy Corbyn unter Druck, weil seine Gegenspielerin Theresa May es auch in zweieinhalb Jahren nicht schaffte, einen akzeptablen Plan für den Austritt aus der EU vorzulegen. Statt aber die Nerven zu behalten und zu warten, bis die Regierung May sich selbst zerlegt, melden sich immer mehr Stimmen vor allem aus den eigenen Reihen, die der Labour-Opposition vorhalten, ihr fehle eine annehmbare Lösung für die Brexit-Krise.

Insbesondere der rechte Labour-Flügel, der Jeremy Corbyns Wahl zum Parteichef nie verwunden hat, wittert eine Chance, den lästigen „Altlinken“ nun endlich abschießen zu können. Zugleich – das ist neu – tauchen zunehmend Corbyn-Kritiker auf, die sich zum linken Flügel rechnen. Diese einstigen „Corbynista“ kritisieren ihn für seine angeblich „unentschiedene“ Haltung. Lautstark drängen sie auf ein zweites Referendum, in der Annahme, die Anhänger der EU würden diesmal haushoch gewinnen. Ihrem zaudernden Parteichef werfen sie vor, die Chance zu verspielen, auf der Woge der gegenwärtigen EU-Zustimmung direkt in Downing Street No. 10 gespült zu werden. Stattdessen weiche Corbyn jeder Festlegung feige aus. Damit enttäusche er die großen Hoffnungen, die er und seine linken Unterstützer in der britischen Gesellschaft geweckt hätten. Einer der Wortführer dieser Drängler ist Paul Mason, ein europaweit geschätzter Kommentator britischer Angelegenheiten, der noch vor zwei Jahren für einen „linken Brexit“ warb, um die Briten aus der neoliberalen Umklammerung der EU-Bürokratie zu befreien. Im Lauf der Debatte hat er sich zu einem enthusiastischen EU-Befürworter gewandelt (*der Freitag* 5/2019).

Die Scherben der anderen

Paul Mason ist ein Sozialdemokrat im besten Sinn. Er möchte den von der Tory-Regierung hinterlassenen Scherbenhaufen wieder kitten. Großbritannien soll in der EU bleiben, damit die Linke aus der EU alsbald ein postkapitalistisches europäisches Paradies machen kann.

Er argumentiert ungefähr so: Würde Großbritannien die EU am 29. März verlassen, hätten die konservativen Hardliner freie Hand. Sie würden Theresa May durch Boris Johnson ersetzen und die Zeit bis zu den nächsten Wahlen nutzen, um sämtliche Sozial- und Umweltstandards, die Großbritannien von der EU übernommen hat, abzuräumen. Vor allem die klassischen Labour-Wähler in den ärmeren Regionen würden darunter leiden. Denn Boris Johnson habe kein Interesse, die wegbrechenden EU-Gelder durch nationale Strukturfonds zu kompensieren. Die Spaltung der Gesellschaft würde sich vertiefen. Also müsse Labour für ein zweites Referendum werben. Nur so könne Corbyn die nächsten Wahlen gewinnen. Anschließend werde ein sozialistischer EU-Kommissar aus Großbritannien in Brüssel aufräumen und den Lissabonner Vertrag, die rechtliche Grundlage der neoliberalen EU, gemeinsam mit anderen linken Regierungen zu Fall bringen. Ziel sei es, die EU als Leuchtturm der sozialen Demokratie in einer von Autokraten und Rechtspopulisten bedrohten Welt zu erhalten. Die Verteidigung der EU sei das zentrale linke Projekt der Gegenwart. Diese „Hoffnungszählung“ möchte Mason der darben Linken ins Stammbuch schreiben.

Leider hat sein Optimismus keine reale Grundlage. Die linke EU, die er sich erträumt, ist ein bloßes Hirngespinnst. Da wäre zunächst sein Glaube, mit einer Kampagne für ein zweites Referendum einen rauschenden Wahlsieg für Labour einfahren zu können. Die Stimmung, sagt er, habe sich gedreht. Umfragen signalisierten



Eine künftige Labour-Regierung, die nicht mehr unter EU-Aufsicht stünde, könnte zum Vorbild für andere werden

eine stabile Mehrheit für den Verbleib in der EU. Doch Umfragen sind trügerisch, wie das Referendum von 2016 hinlänglich bewiesen hat. Auch jetzt werden die meisten Umfragen von EU-Befürwortern in Auftrag gegeben, so wie die gesamte öffentliche Debatte einseitig von akademisch gebildeten, liberalen großstädtischen EU-Befürwortern geprägt ist. Diese haben ihre Wurzeln in den „Remain“-Hochburgen London, Cambridge und Oxford.

Verdrängt wird in der Debatte gern, dass von den neun Regionen Englands (nicht Großbritanniens!) nur eine einzige, nämlich London, mehrheitlich für den Verbleib in der EU votiert hat, in den übrigen acht Regionen überwog das „Leave“, also die Anforderung, die EU zu verlassen. Dazu kommt, dass bei Unterhauswahlen nicht die Gesamtzahl der im Königreich abgegebenen Stimmen den Ausschlag gibt, sondern die jeweilige Mehrheit in den 650 Wahlkreisen. In London, wo sich 2016 eine

London war die einzige der neun Regionen Englands, die „Remain“ stimmte

übergroße Mehrheit für den EU-Verbleib aussprach, hält Labour bereits zwei Drittel der 73 Wahlkreise. Würde sich die Stimmung für „Remain“ verstärken, könnte Labour dort vielleicht vier oder fünf Wahlkreise zusätzlich gewinnen, doch im übrigen Land, vor allem im strukturschwachen Nordosten, wo es 2016 fast ausnahmslos Mehrheiten für „Leave“ gab, könnten sich die Labour-Wähler verraten fühlen und aus Protest zu anderen Parteien wechseln. Dort würden mehr Wahlkreise verloren gehen, als Labour im hippen London dazugewinnen kann. Zumal UKIP und Torys den „Verrat“ der Arbeiterpartei an den „Leave“ wählenden Arbeitern im Wahlkampf gehörig ausschlagen würden. Das im Zuge der Corbyn-Wahl erworbene Image der Anti-Establishment-Partei würde in sich zusammenfallen. Man wäre wieder – wie zu Zeiten Tony Blairs – die Partei des Establishments.

Mason sieht diese Probleme durchaus. Doch er hält das Zurückschrecken vor einem zweiten Referendum für übertriebene Vorsicht. Er setzt lieber auf das optimistisch-sympathische Motto: Wer wagt, gewinnt. Um linke Zweifler vom Hintersinn seiner Strategie zu überzeugen, packt er das ganz große Besteck aus: Er schwärmt von der kommenden Revolution und verbindet das defensive „Remain“ mit einem kämpferischen „Reform!“. Nur wer in der EU bleibe, sagt er, könne ihre undemokratischen Grundlagen verändern und sie sozialistisch transformieren. Masons Plan gipfelt in der Annahme, ein linker britischer EU-Kom-

missar werde einen neuen wirtschafts- und sozialpolitischen Kurs einleiten. Wem das naiv erscheint, dem hält er das Horrorgemälde einer EU vor die Nase, die in die Hände der Orbáns, Le Pens und Gaulands fällt und zwischen Putin, Trump und China zerrieben wird. Das Ausmalen der rechten Hölle soll davon ablenken, dass seine EU einem linken Wolkenkuckucksheim gleicht.

Eine Art GroKo mit May

Fakt ist, dass weder der sozialistische französische EU-Kommissar Pierre Moscovici den Austeritätskurs der EU verändern konnte noch der marxistische griechische Finanzminister Yanis Varoufakis oder der parteilose italienische Regierungschef Giuseppe Conte. Sie alle scheitern spätestens an den Artikeln des Lissabonner Vertrags. Dort steht, dass die EU einer Wirtschaftspolitik verpflichtet ist, die auf den Grundsätzen einer „offenen Marktwirtschaft mit freiem Wettbewerb“ beruht. Und weiter, dass der Europäische Rat die Haushalte der Mitgliedstaaten überwacht – wenn nötig – mit Sanktionen belegt.

Auf was also gründet sich Masons Versprechen, ein britischer EU-Kommissar könne den Lissabonner Vertrag aushebeln? Auf welche Kräfteverschiebung hofft er? Auf das Europäische Parlament? Das wird bei den kommenden Wahlen eher ein Stück nach rechts rücken. Es gibt also nichts, was Masons Optimismus rechtfertigt. Er sollte sich vielmehr fragen, warum

die britische Zustimmung zur EU, die beim ersten Referendum 1975 noch 67,2 Prozent betragen hat, 41 Jahre später auf 48,1 Prozent gesunken ist.

Aus all diesen Gründen ist Jeremy Corbyns „unentschiedene“ Haltung zum Brexit vernünftiger als der ungeduldige Voluntarismus Paul Masons. Corbyn muss bei Neuwahlen rund 60 Sitze dazugewinnen, um regieren zu können. Um das zu erreichen, kann er nicht allein auf die 60 oder 70 Prozent der Labour-Anhänger setzen, die einen Verbleib in der EU befürworten, er muss auch jene 30 bis 40 Prozent repräsentieren, die für Austritt plädieren. Deren Motive kann er nicht so einfach als rückständig herunterputzen. Denn gerade die Leave-Wäh-

Jeremy Corbyns Vorgehen ist weit klüger als Masons reichlich naive Forderungen

ler stehen in der Tradition der Labour-Partei. Sie wissen, dass Clement Attlee seine sozialistische Nachkriegspolitik unter dem jetzigen EU-Regime nicht hätte durchführen können, sie haben begriffen, dass Harold Wilsons Verständnis von Demokratie und Souveränität mit dem Integrationskonzept der Kontinentaleuropäer nicht vereinbar war, und kein noch so linker Paul Mason wird ihnen ausreden können, dass Michael Foots Labour-Programm von 1983 („The New Hope for Britain“) eine EU-Mitgliedschaft zwingend ausschloss. Auch Jeremy Corbyns Programm „Rebuilding Britain“ würde wegen der geforderten Staatsbeihilfen für notleidende Industrien mit den Wettbewerbsregeln der EU kollidieren.

Bei einer Rede im nordenglischen Wakefield, einem Labour-Wahlkreis, in dem zwei Drittel der Wähler für „Leave“ gestimmt hatten, betonte Corbyn am 10. Januar, ein ernst zu nehmender politischer Führer könne die 17 Millionen Bürger, die 2016 für den EU-Austritt votierten, nicht ignorieren, er könne aber auch die 16 Millionen nicht ignorieren, die in der EU bleiben wollten. Er habe die Entscheidung des Volkes zu respektieren und einen für beide Seiten annehmbaren Kompromiss zu finden.

Den hat er vergangene Woche vorgelegt. In einem Brief an Theresa May bot Corbyn den Konservativen eine Art von großer Koalition in Sachen Brexit. Labour wäre bereit, dem von May ausgehandelten Abkommen im Parlament zuzustimmen, wenn in der politischen Erklärung zum künftigen Verhältnis zwischen Großbritannien und der EU folgende Punkte festgeschrieben würden: 1. eine Zollunion mit der EU, die das Grenzproblem auf der irischen Insel beseitigen würde, 2. die enge Anlehnung an den europäischen Binnenmarkt, 3. die Übernahme der Arbeits-, Sozial- und Umweltstandards der EU als britischer Mindeststandards, 4. der Verbleib in den für Großbritanniens strukturschwache Gebiete so wichtigen Förderungs- und 5. der enge Austausch in Sicherheitsfragen.

Corbyns Vorschlag ist der Situation weit angemessener als Masons Konfrontationsstrategie, die das Volk so lange zur Wahlurne schickt, bis das Ergebnis stimmt. Auch würde ein softer Brexit die Sache der Linken mehr stärken. Eine künftige Labour-Regierung, die nicht mehr unter EU-Aufsicht stünde, könnte zum Vorbild für andere werden, eine Labour-Regierung, die von Brüssel ausgebremst wird, dagegen nicht.

Wichtiger aber noch als das Vermeiden absehbarer Enttäuschungen ist, dass Labours mühsam zurückgewonnene Glaubwürdigkeit durch einen soften Brexit nicht untergraben würde, im Gegenteil: Das Festhalten an der Überzeugung, dass tiefgreifende Wirtschaftsreformen mit dieser EU nicht umsetzbar sind, und die gleichzeitig demonstrierte Fähigkeit zu einem historischen Kompromiss mit der Tory-Regierung würden viele Wähler honorieren.

Paul Masons Text „Looking for a new Europe“ (*der Freitag* 5/2019), auf den Wolfgang Michal antwortet, ist auf freitag.de nachzulesen

Abtreibung Was Schwangerschaftsabbrüche betrifft, ist die Welt rückständig. In vielen Ländern sind sie bis heute illegal. In Südamerika und Afrika haben Frauen es am schwersten



ILLUSTRATION: DER FREITAG

Schläge in den Bauch

Armut Viele Frauen haben keinen Zugang zu sicheren Abtreibungen. Oft greifen sie zu Giften oder physischer Gewalt gegen den eigenen Körper

■ Paul Simon

Bis heute sterben Schätzungen zufolge weltweit Zehntausende Frauen jährlich an den Folgen einer Abtreibung, weil sie keinen Zugang zu sicheren Schwangerschaftsabbrüchen haben.

Ein Viertel der Weltbevölkerung lebt in Staaten, die Abtreibungen entweder gar nicht erlauben, oder nur, um das Leben der Frau zu retten. Das berechnete eine Studie im Auftrag der amerikanischen Guttmann-Stiftung, die sich weltweit für den Zugang zu sicheren Abtreibungen einsetzt. Die meisten Staaten erlauben jedoch den Schwangerschaftsabbruch unter bestimmten Bedingungen, etwa nach einer Vergewaltigung, bei Inzest, einer starken Fehlbildung des Fötus oder falls die Gesundheit der Schwangeren gefährdet ist. Nur 37 Prozent aller Frauen leben in Staa-

ten, die Abtreibungen bis zu einem gewissen Zeitraum unabhängig von solchen Bedingungen zulassen. Hier können aber – wie auch in Deutschland – andere Beschränkungen gelten, etwa Zwangsberatungen oder andere Hindernisse, die es schwierig machen, tatsächlich Zugang zu einer sicheren Abtreibung zu erhalten.

Wer reicht ist, überlebt

Entscheidend sind neben der Gesetzeslage auch andere Faktoren, etwa gesellschaftliche Stigmatisierung, finanzieller Aufwand, die Techniken, die zum Einsatz kommen können sowie die allgemeine Entwicklung des Gesundheitssystems. Hier zeigt sich eine krasse globale Ungleichheit: In reichen Gesellschaften kommt es nur noch selten vor, dass Frauen bei Abtreibungen sterben. Aber 45 Prozent aller Abtreibungen weltweit finden unter nicht sicheren Bedingungen statt – fast alle von ihnen in

Entwicklungsländern. Das hat die Weltgesundheitsorganisation WHO errechnet, die zuletzt 2018 einen Bericht über den Zugang zu sicheren Abtreibungen vorgelegt hat.

Acht Millionen Frauen müssen laut WHO jedes Jahr einen Schwangerschaftsabbruch mit „gefährlichen oder invasiven Methoden“ erleiden. Das kann etwa bedeuten, dass Gegenstände in die Vagina eingeführt werden, Frauen sich vergiften oder dass durch Schläge eine Fehlgeburt ausgelöst wird. Während in wohlhabenden Ländern solche als „sehr unsicher“ klassifizierten Abtreibungen kaum noch vorkommen, sind es in Zentralamerika und der Karibik etwa ein Viertel, in Afrika sogar circa die Hälfte der Abtreibungen, schätzt die WHO. Hier ist die Sterberate besonders hoch.

Immerhin ist die Sterberate global seit Jahren rückläufig. Das liegt neben Verbesserungen in der gesundheitlichen Versorgung und der stellenweise fortschreitenden Legalisierung vor allem an der Ent-

wicklung und Verbreitung weniger gefährlicher Abtreibungsmethoden.

Eine besondere Rolle spielte dabei das Medikament Mifepriston, das seit 2005 in Kombination mit Misoprostol auch von der Weltgesundheitsorganisation als sicheres Mittel empfohlen wird. Solche „Abtreibungspillen“ können von Frauen auch selbst eingenommen werden, wenn sie keinen Zugang zu einer legalen Abtreibung in einer Klinik haben.

Das in den Niederlanden ansässige internationale Kollektiv *womenonweb.org* hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, Mifepriston als Abtreibungsmittel weltweit zu verbreiten. Frauen aus Ländern, die keinen Zugang zu sicheren Abtreibungen erlauben, können sich das Mittel per Post schicken lassen.

Die von christlich-evangelikalen Kräften geprägte US-Regierung war ein Rückschlag für Abtreibungsrechte weltweit. 2017 beschloss die Trump-Regierung, alle interna-

tionalen Organisationen, die irgendwo auf der Welt über Abtreibungen auch nur informieren, von der internationalen US-Hilfe für Gesundheitsversorgung in Höhe von fast neun Milliarden Dollar jährlich auszuschließen. Trotz internationaler Bemühungen, diesen finanziellen Wegfall auszugleichen, wurde die Gesundheitsversorgung in zahlreichen ärmeren Ländern beeinträchtigt.

Besonders die Arbeit von Organisationen, die über Verhütung oder Aids-Prävention informieren, ist davon betroffen. Dabei ist Zugang zu Verhütungsmitteln vielleicht die wirksamste Maßnahme, um Abtreibungen zu vermeiden. Kriminalisierung hingegen zwingt Frauen, auf unsichere Methoden des Schwangerschaftsabbruchs auszuweichen, kann aber nirgendwo auf der Welt Abtreibungen wirksam verhindern. Deshalb gehen die Abtreibungsraten seit Jahren allgemein ausgerechnet in den Ländern mit den liberalsten Abtreibungsgesetzen zurück.

Nordamerika

In den USA sind Schwangerschaftsabbrüche grundsätzlich erlaubt, gewisse Einzelheiten regeln die US-Bundesstaaten gesondert. Vorstöße zur Verschärfung des Abtreibungsgesetzes auf Bundesebene scheiterten bislang. **Kanada ist eines der wenigen Länder weltweit, in denen der Schwangerschaftsabbruch nicht durch ein Gesetz geregelt wird.** Das Oberste Gericht sprach einen Arzt 1988 frei. Seitdem ist der genaue rechtliche Rahmen unklar.

Lateinamerika

In Süd- und Mittelamerika gelten einige der strengsten Regeln zu Schwangerschaftsabbrüchen weltweit. In Nicaragua ist die Abtreibung beispielsweise unter keinen Umständen erlaubt, selbst wenn die Frau in Lebensgefahr schwebt oder vergewaltigt wurde. In den meisten anderen lateinamerikanischen Ländern darf sie nur vorgenommen werden, wenn das Leben der Frau in Gefahr ist. **Erlaubt ist der Schwangerschaftsabbruch nur in Uruguay, Kuba und Guyana.**

Afrika

In fast allen afrikanischen Staaten herrscht ein Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen, weswegen zum Beispiel in Ländern wie Äthiopien unter schwierigen Bedingungen abgetrieben wird. **Illegale Schwangerschaftsabbrüche sind dort eine häufige Todesursache von Frauen.** Südafrika bildet eine von wenigen Ausnahmen: Hier sind Abbrüche etwa seit dem Ende der Apartheid legal. Es gilt eine Fristenregelung. Der Zugang zu sicheren Eingriffen ist jedoch auch dort schwierig.

Europa

In der Europäischen Union ist der Schwangerschaftsabbruch nur auf dem überwiegend römisch-katholisch bevölkerten Inselstaat Malta ausnahmslos verboten. Ärzten und Frauen, die abbrechen, drohen hier zwischen 18 Monaten und drei Jahren Haft. **Im restlichen Europa sind Abbrüche nach dem Willen der Frau überwiegend straffrei. Neben Malta hat nur noch Polen ein sehr restriktives Abtreibungsgesetz.** Hier ist der Schwangerschaftsabbruch erlaubt, wenn das Leben der Frau in Gefahr ist, sie vergewaltigt wurde oder wenn das Kind sehr wahrscheinlich behindert sein wird. Ein Bürgerbegehren zur weiteren Verschärfung des Abtreibungsgesetzes scheiterte dennoch 2016 im Parlament.

Asien

In Indien sind vor allem Töchter wegen der Mitgift-Traditionen unerwünscht und werden häufiger abgetrieben. Nach Schätzungen der Regierung gibt es 63 Millionen Frauen weniger, als es geben sollte, obwohl eine Feststellung des Geschlechts des ungeborenen Kindes per Ultraschall verboten ist. **In China befördert die Regierung Schwangerschaftsabbrüche de facto:** Wer hier unverheiratet und schwanger ist, braucht eine sogenannte Geburtserlaubnis. Weil diese sehr schwer zu erhalten ist, sehen sich viele unverheiratete Frauen zu einem Abbruch gezwungen.

Australien

In mittlerweile fünf von sechs Bundesstaaten Australiens ist Abtreibung legal. Bis zum Jahr 2018 galt im nordöstlichen Bundesstaat Queensland ein Gesetz aus dem 19. Jahrhundert, das die Abtreibung verbot. **Nach Protesten wurde dieses Gesetz gekippt.** Ähnlich wie in den USA gibt es in Australien eine Regelung zu sogenannten **Sicherheitszonen vor Abtreibungskliniken, in denen Abtreibungsgegner nicht protestieren dürfen.** Dadurch sollen Frauen und Familien vor Anfeindungen und Angriffen geschützt werden.

Die Woche vom 7. bis 13. Februar 2019



Mexiko Die Verschwundenen

Unter Präsident Andrés Manuel López Obrador plant Mexikos neue Regierung ein staatliches Programm, um über das Schicksal der Opfer der Drogenkriege aufzuklären. Zehntausende sind dort in den letzten Jahren verschleppt und ermordet worden. Allein das staatliche Register führt 40.180 „nicht aufgefundene Personen“, 26.000 unidentifizierte Leichen befinden sich in staatlicher Obhut. Lange waren die Angehörigen auf sich allein gestellt. Unter großem persönlichen Risiko forschten zivilgesellschaftliche Suchbrigaden nach Vermissten oder versuchten, Tote in Massengräbern zu identifizieren. Nun steht ihnen die Regierung zur Seite, aber für viele kommt das zu spät. PS



Thailand Königliche Intervention

„Nur eine kann die Menschheit vor dem Aussterben retten“, lautete der Untertitel zu einem ihrer Filme; nun wollte die thailändische Prinzessin und Schauspieler Ubolratana (Foto) ihr Land aus der politischen Polarisierung holen und bei der Parlamentswahl im März gegen General Prayut Chan-o-Cha kandidieren. Doch ihr jüngerer Bruder, Thailands König, intervenierte: eine Königliche in der Politik, das sei gegen Tradition und Kultur. Ubolratana, 67, hatte früher in den USA gelebt und dort Biochemie studiert, sie gilt als Vertraute von Ex-Regierungschefin Yingluck Shinawatra, auf deren Demission durch die Justiz 2014 ein Militärputsch und die Machtübernahme Prayuts folgte. *sepu*



AfD Flügelköpfe

Die sächsische AfD hat ihren Landeschef Jörg Urban (braune Jacke) zum Spitzenkandidaten für die Landtagswahl im September gekürt. Urban gehört dem „Flügel“ an. Mit Björn Höcke in Thüringen und Andreas Kalbitz in Brandenburg stellt die völkisch-nationalistische Gruppierung somit in allen ostdeutschen Bundesländern, in denen 2019 gewählt wird, den AfD-Spitzenkandidaten. Seite an Seite marschierten die drei „Flügel“-Kandidaten schon im Herbst beim „Trauermarsch“ in Chemnitz. Ob Urban bis zum Wahltag die Nummer eins der AfD in Sachsen bleibt, ist offen. Die Partei, die dort in Umfragen bei 25 Prozent liegt, will im Sommer einen Ministerpräsidentenkandidaten küren. MM



Insektensterben Kein Summen, kein Zirpen

Bienen, Schmetterlinge, Heuschrecken oder Libellen sind nur die Bekanntesten, die bedroht sind. Einer neuen Studie zufolge gibt es weltweit bei 40 Prozent aller Insektenarten einen Rückgang, ein Drittel ist vom Aussterben bedroht. Als Ursache identifizieren die Forscherteams der Universität Sydney und der Chinesischen Akademie für Agrarwissenschaft den Verlust von Lebensraum durch intensive Landwirtschaft und den Einsatz von Pestiziden und chemischen Düngemitteln. Jedes Jahr nimmt die Insektenmasse um 2,5 Prozent ab. Wenn das so weitergeht, warnen die Umweltbiologen, könnten innerhalb eines Jahrhunderts weitgehend alle Insekten verschwunden sein. MM



Sozialer Wohnungsbau Befristete Bindung

Wie schön wäre es doch, würde in Deutschland keine Sozialwohnung mehr „aus der Bindung fallen“. Wenig Hoffnung macht da ein neues Urteil: „Zeitlich unbefristete städtische Belegungsrechte“ bei der Förderung des sozialen Wohnungsbaus seien unwirksam, so der Bundesgerichtshof: Gibt etwa eine Kommune günstig Bauland an einen Investor, wofür dieser einen Teil der neuen Wohnungen günstig an Arme vermietet, so müsse diese Belegungsbindung befristet sein, da der Gesetzgeber keine unbefristete Bindung vorgesehen habe. Recht bekam eine Genossenschaft aus Hannover, die an eine alte Vereinbarung ohne Frist mit der Stadt Langenhagen nicht mehr gebunden sein wollte. *sepu*

1939 Nazis in Manhattan

Zeitgeschichte Im New Yorker Madison Square Garden marschieren deutschstämmige Anhänger Adolf Hitlers auf. Es ist ihr letzter großer Auftritt, ehe der Krieg ausbricht

■ Konrad Ege

Das war ganz schön hässlich im August 2017, als ein paar hundert junge Rechtsextreme und Nazis mit Fackeln im Universitätsstädtchen Charlottesville herummarschierten. Wenn das Klima stimmt, rühren sich in den USA immer schon die ganz Rechten.

Es war kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs: An die 20.000 Wohlbekleidete erhoben den rechten Arm zum Hitlergruß im Madison Square Garden in New York City. Veranstalter an diesem 20. Februar 1939 war der Verband „German-American Bund“. Dessen „Bundesführer“ Fritz Kuhn warnte vor einer jüdisch-kommunistischen Verschwörung und vor der verlogenen Presse. Amerika müsse den rechtmäßigen weißen und christlichen Amerikanern zurückgegeben werden. Nicht alle Juden seien Kommunisten, doch Juden „die treibende Kraft des Kommunismus“, verkündete Kuhn in Nazi-Fantasiuniform.

In der Halle schützte der ebenfalls uniformierte Ordnungsdienst des Bundes. Draußen schützten Hunderte Polizisten, viele hoch zu Pferd, vor Tausenden von Gegendemonstranten. New Yorks Bürgermeister Fiorello La Guardia ließ den Bund gewähren im Namen der Rede- und Meinungsfreiheit. „Wir haben genug Polizei hier, um eine Revolution zu stoppen“, versicherte Polizeichef Lewis Valentine in der *New York Times*. Antisemitismus war weitverbreitet in den USA; es wurde debattiert, was und wie viel Amerika tun solle gegen Hitler. Manch führendes Medium forderte Distanz zum im Europa drohenden Brand.

Der Bund machte im Madison Square Garden auf amerikanisch; man wollte nicht als fünfte Kolonne erscheinen, vielmehr vermitteln, dass Amerikaner und Deutsche gleiche Anliegen hätten. Angeblich feierte die Versammlung den Geburtstag des ersten US-Präsidenten George Washington. Vorn in der Halle hing ein zehn Meter hohes Abbild von Washington, dazu gab es Spruchbänder, Amerika müsse aufwachen und Schluss machen mit der „jüdischen Vorherrschaft“ in den USA. Der „Amerikadeutsche Volksbund“ war Mitte der 1930er gegründet worden. Der 1896 in Mün-

chen geborene Fritz Kuhn, Veteran des Ersten Weltkrieges und des rechtsradikalen Freikorps Epp, das sich am Niederschlagen der Münchner Räterepublik 1919 beteiligt hatte, war 1923 ausgewandert, wie viele Deutsche, die keine gute Zukunft sahen in der Heimat zu Zeiten hoher Inflation und politischer Unsicherheit.

Der gelernte Chemiker landete in Mexiko und kam 1927 über Texas in die USA, ließ sich schließlich in Detroit nieder und arbeitete beim Autohersteller Ford. Dessen Gründer Henry Ford war einer der reichsten Männer in Amerika und in den 1920ern Eigentümer des *The Dearborn Independent*. Diese Zeitung mit einer Auflage von bis zu 900.000 Exemplaren war wegen heftig antisemitischer Texte bekannt. Kuhn engagierte sich in deutsch-amerikanischen Gruppierungen, die heftig zerstritten waren, unter anderem über ihre Beziehungen zur NSDAP und Fragen politischer Identität: War Amerika die neue Heimat oder zeitweiliger Aufenthaltsort vor der Rückkehr?

Der Historiker Sander Diamond (1942–2018), Autor des Buches *The Nazi Movement in the United States 1924–1941*, hat über die komplexe Figur Kuhn in den *Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte* geschrieben: „Mittleren Alters, wohlbeleibt, mangelhaft Englisch sprechend, versuchte er bewusst, den Stil Hitlers zu imitieren“, was erkläre, „warum so viele Leute ihn mehr als Clown denn als Führer betrachteten.“ Doch in den Augen anderer hatte der Mann wohl Charisma. Er wurde 1936 zum „Bundesleiter“ des Amerikadeutschen Bundes gewählt und setzte dort, mithilfe des Ordnungsdienstes, das „Führerprinzip“ durch. Die Organisation sollte umgestaltet werden, so Diamond, „zu einer vitalen politischen Vereinigung von Amerikanern deutscher Abstammung“.

FBI-Dokumente zu Kuhn sind im Online-Archiv der Ermittlungsbehörde nachzulesen. Direktor J. Edgar Hoover sah offenbar eine Bedrohung von außen, ein unamerikanisches Getue von Amerikanern und Ausländern mit bestenfalls geteilter Loyalität. Im FBI-Material finden sich Auszüge aus einem Bund-Jahrbuch, aus denen hervorgeht, dass hundert Mitglieder des Bundes im August 1936 zu den Olympischen Spielen in Berlin gereist waren. Eine Delegation unter Kuhn sei von Hitler empfangen worden. Dieser habe jeden per



Straff und charismatisch wie es sich für Naziführer geziemt: Kuhn (l.)

„Führer“ Fritz Kuhn war wohlbeleibt, sprach mangelhaft Englisch und versuchte, Hitlers Stil zu imitieren

Handschlag begrüßt und seine „Hand auf die Schulter unseres Bund-Führers gelegt“. Hitler habe sich bei den Delegierten bedankt für ihren „energischen Widerstand gegen die unerhörten Provokationen der korrupten Presse“.

Kuhn wurde mit Hitler zusammen fotografiert, was sich bei seinen Anhängern in den USA ausschlagen ließ. Der Bund richtete Jugendlager ein, es wurde marschiert und exerziert. 25.000 seien es gewesen bei einem „German Day“ im Camp Siegfried in Yaphank unweit von New York City, ein Ganztagspektakel mit Sport, Picknick, Biertrinken und Märschen von Männern, Frauen und Kindern in Uniform, so ein Medienbericht im August 1937. Doch war Nähe zu Hitler problematisch zu einer Zeit, in der die US-Amerikaner in den Kino-Wochenschauen deutsche Nazis marschieren sahen. Sie wurde noch problematischer, als im November 1938 Synagogenbrände und Pogrome Deutschland erschütterten und Hitler am 30. Januar 1939 bei einer Rede im Reichstag einen Völkermord ankündigte: „Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in- und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.“

Der Madison Square Garden leerte sich in der Nacht vom 20. Februar 1939 kurz nach 23 Uhr. Kuhn dürfte die Darbietung als Erfolg gewertet haben. Die Halle war voll, die Sache lief ordnungsgemäß ab, abgesehen von einem jungen Mann namens Isadore Greenbaum, der Richtung Kuhn gestürzt war. Der Dokumentar-Kurzfilm *A Night at The Garden* – aktuell für einen Oscar nominiert – zeigt, wie der Ordnungsdienst auf Greenbaum einschlägt. Polizisten stellten den 26-jährigen unter ihren Schutz und nahmen ihn fest. Autor Arnie Bernstein berichtet in seinem Buch *Swastika Nation*, was bei Greenbaums Verhandlung passiert ist. Dort erklärte der junge Mann, er sei als Beobachter zu der Versammlung gegangen. Als dabei so viel gegen seine Religion gesagt wurde, habe er gefühlt, dass er etwas tun müsse. Der Richter verurteilte Greenbaum zu einer Geldstrafe von 25 Dollar, ersatzweise zehn Tagen Haft. Greenbaums Freunde sammelten das Geld.

Das Madison-Square-Garden-Spektakel sollte der letzte große Versuch des Amerikadeutschen Bundes und seines Anführers sein, deutschstämmige US-Amerikaner zu mobilisieren. Ein halbes Jahr später marschierten die Nazis in Polen ein. Früher oder später würden die USA Stellung beziehen müssen. In den US-Kinos lief 1939 der erste Anti-Nazi-Spielfilm *Confessions of a Nazi Spy*, bei dem es um einen Agenten ging, der Deutscher Amerikaner motivieren will, für die alte Heimat zu spionieren.

Für Kuhn sollten die guten Zeiten vorbei sein. Der Staat ermittelte gegen ihn – wegen Veruntreuung. Es ging um mehrere tausend Dollar, die er vom Bund abgezweigt hatte, für sein Privatleben und eine Geliebte. Im Dezember 1939 verurteilte ihn ein Gericht in New York zu zweieinhalb bis fünf Jahren Haft. Die deutsche Kriegserklärung gegen die USA im Dezember 1941 erlebte er in einer Zelle. Er verlor seine US-Staatsbürgerschaft. Nach Kriegsende wurde er nach Deutschland deportiert und starb dort 1951. Der German-American Bund hatte sich bereits 1941 aufgelöst. Wie machtvoll die Bewegung war, bleibt umstritten. Es soll nie mehr als 25.000 zahlende Mitglieder gegeben haben. Nazitum hat in den USA seither nicht mehr viele Anhänger gefunden. Rechtsextremismus und Antisemitismus fallen aber weiterhin auf fruchtbaren Boden. Doch der muss amerikanisch sein.

Der Oscar-nominierte Dokumentar-Kurzfilm ist unter anightatthegarden.com im Internet zu sehen

Kontrollverlust DJ Efdemin sucht nach einem neuen Atlantis S.15
Identitätsverlust Francis Fukuyama fordert neue Patrioten S.16
Gliederverlust Robert Rodriguez bastelt Menschen zusammen S.18

der Freitag | Nr. 7 | 14. Februar 2019



Erst kommen
Kulturarbeiter.
Dann hypen
die Feuilletons
deinen Kiez.
Dann kommen
Bauarbeiter S.16

„Front muss sein“

Im Gespräch Regisseur Oliver Frlić lässt auf der Bühne Hühner schlachten und wurde schon mit Stalin verglichen

In Warschau leitete die Staatsanwaltschaft Ermittlungen wegen Blasphemie und eines angeblichen Mordaufrufs ein. Auf seine Ernennung zum Intendanten des Kroatischen Nationaltheaters in Rijeka 2014 folgten Morddrohungen. Oliver Frlić sucht die Provokation und findet Provokierte. Jetzt inszeniert der „Theater-Terrorist“ das Kafka-Stück *Ein Bericht für eine Akademie* am Berliner Maxim Gorki Theater. Ein Gespräch über Macht und Ohnmacht der Bühne, den Affen Rotpeter und uns – und wie man Kafka eigentlich lesen soll.

der Freitag: Herr Frlić, wo ist für Sie zu Hause?

Oliver Frlić: Eigentlich Kroatien, obwohl ich dort nur selten bin. Ich habe vor, nach Deutschland zu ziehen. Ich habe das Gefühl, dass Deutschland eine Insel in Europa ist – ein Ort, um dem Faschismus zu entkommen. Es ist paradox, denn natürlich sind Menschen in den 1930ern aus Deutschland geflohen. Heute finden sie hier Zuflucht. **Nicht wenige in Deutschland wären verwundert, dass Sie ausgerechnet hierherziehen, um Rechtsextremen zu entfliehen.** Sie sollten nach Polen, Ungarn oder Kroatien kommen und sehen, wie antifaschistische Werte relativiert werden. Ich komme aus einer Gesellschaft, die das Konzentrationslager Jasenovac hervorgebracht hat, in dem unzählige Serb*innen, Jüd*innen, Kommunist*innen und Roma systematisch ermordet wurden. **In Kroatien haben Sie nationalistische Tendenzen hinterfragt, in Polen war es die Rolle der katholischen Kirche. Was erwartet uns in Ihrem aktuellen Stück?**



Primaten sind die einzigen Säugetiere, die Vergnügen beim Verkleiden und beim Zungenkontakt empfinden

spieler*innen haben es zwar versucht, sie wurden aber von der Partei abgelehnt.

Welche Funktion hat Theater? Als junger Regisseur dachte ich immer, Theater könne Gesellschaft verändern. Jetzt bin ich etwas reifer und denke, dass das Theater primär im Bereich der symbolischen Repräsentation funktioniert. Allerdings sollte das Theater Probleme beim Namen nennen. Und hier heißt das Problem AfD.

Besteht nicht Gefahr, einfach nur offene Türen einzurennen? Meine Auffassung vom Theater ist es nicht, dem Publikum zu sagen, was es hören will oder schon weiß. Theater muss eine Front sein, kein Schutzraum. Dieser Kampf des Theaters gegen alle anderen Probleme der Gesellschaft ist von Anfang an in gewisser Weise verloren. Aber wie Heiner Müller sagte, es gibt eine Würde in der Niederlage. **Ist es nicht unbefriedigend, wenn man nicht mehr daran glaubt, dass das Theater die Gesellschaft verändern kann?** Na ja, ich glaube, sogar die progressivsten Teile dieser Gesellschaft verstehen immer noch nicht, wie gefährlich die AfD ist. Das heißt aber nicht, dass wir aufgeben sollen.

In Ihrer Fassung von Georg Büchners „Dantons Tod“ wird ein Huhn geschlachtet. Im neuen Stück spielt jetzt ein Pavian mit. Müssen wir uns Sorgen machen?

Wir würden niemals etwas tun, das diesen Pavian traumatisiert. Wir hinterfragen und dekonstruieren lediglich die anthropozentrische Natur des Theaters. Ein Affe auf der Bühne repräsentiert eine Art Anarchie.

Wie haben Sie aus „Ein Bericht ein Bühnenstück gemacht?

Ich habe die Hauptmotive von Kafka genommen – zum Beispiel was es heißt, zivilisiert zu sein, und wie Gewalt in Zivilisation innewohnt. Mich hat auch die Frage von theatralischer Repräsentation interessiert. Wofür steht der Affe Rotpeter? Können wir ihn nicht als eine Repräsentation vom Menschen sehen?

In Kafkas Texten scheint jeder, vom Anarchisten bis zum Zionisten, Anerkennung für seine Ideen zu finden. Besteht die Gefahr, dass sie nur instrumentalisiert werden?

Kafka hat eine Welt geschaffen, die sehr komplex ist. Immer wenn ich das Gefühl hatte, dass wir zu einer festen Bedeutung kommen, ließ ich einen weiteren Text von Kafka ins Spiel kommen, der als eine Art semantischer Säure fungiert, um jede feste Interpretation wirklich zu destabilisieren.

Sie sagen, Kafka sei für Sie vor allem durch seine „offene Bedeutung“ interessant. Ist das nicht ein Gemeinplatz?

Auch wenn die Ambiguität von Kafkas Schriften gepriesen wird, wird er oft auf eine Parabel oder eine andere einfache Botschaft reduziert. Ich habe versucht, sein Werk als Metapher zu lesen, als etwas, was sich ständig einer festen Bedeutung entzieht und semantische Verschiebungen bewirkt. Es gibt nicht die eine richtige Interpretation von Kafkas Texten. Und genau darin liegt ihre Kraft.

Entfremdung und Assimilation ziehen sich als Themen durch das Werk Kafkas. Hatte Ihre Wahl, ein Stück daraus zu machen, mit Ihren eigenen Gefühlen als Bosnier zu tun, der in Kroatien lebt und arbeitet? Mein eigener Assimilationsprozess war nicht nur Gegenstand symbolischer, sondern auch physischer Gewalt. Die Sprache, die ich vor dem Krieg gesprochen habe, hieß offiziell Serbokroatisch. Plötzlich musste ich kroatisch sprechen und sollte mich in der Schule schämen, wenn mir ein bosnisches oder serbisches Wort herausrutschte. Während des Krieges versuchte die Militärpolizei mich mehrmals zu zwingen, in Bosnien zu kämpfen, obwohl ich noch minderjährig war. Das half mir zu verstehen, wie Kultur auch als eine Form der Ausgrenzung funktioniert. Sie sagt einem, wo man nicht hingehört, was man noch lernen und akzeptieren muss, wenn man Mitglied einer bestimmten Gesellschaft sein will. Und wie in *Ein Bericht* gibt es etwas, das einem immer sagt: Du wirst immer ein Affe sein.

Was lernen wir also vom Affen Rotpeter über die Konformität? Die Tragödie dieses Charakters ist die Verinnerlichung einer bestimmten Gewalt als Weg in die Zivilisation. Es gibt viel Ironie in Kafkas Schriften. Kafka spricht unter anderem über unsere westliche Zivilisation. Sehr oft ver-

gessen wir die Geschichte Europas, insbesondere unsere Kolonialgeschichte und alle Genozide, die wir begangen haben, um bestimmte Teile der Welt „aufzuklären“. Wenn wir Kafkas Schriften auf eine bestimmte Reihe von Bedeutungen reduzieren wollen, kann dies eine davon sein. Gleichzeitig fungiert diese Akzeptanz und Verinnerlichung von Gewalt als Kritik an derselben Gewalt. Niemand glaubt, dass Rotpeter wirklich denkt, alles, was er erleben musste, um ein Durchschnittseuropäer zu werden, sollte jeder andere auch durchmachen, der nach Europa kommt.

Integration ist aber doch eine gute Sache oder? Es muss immer jemanden geben, der definiert, wer auf welche Art und Weise integriert werden soll. Wir haben nie versucht, uns in Nordamerika zu integrieren, nachdem wir den Kontinent entdeckt hatten. Wir haben die einheimische Bevölkerung getötet, fast ausgelöscht.

Ihre kritischen Bemerkungen sind sehr umstritten. Sie wurden schon „Theater-Terrorist“ genannt. Eine kroatische Zeitung hat Sie mit Stalin verglichen. Kam schon Ähnliches aus der deutschen Presse? Noch nicht. Aber ich habe mal den Begriff „Theater-Kamikaze“ gehört. Die Leute müssen mir immer was auf den Rücken kleben. Aber ich bin nicht bereit, Selbstmord zu begehen. Noch nicht zumindest.

Lesen Sie auch unser Kultur+ mit dem Schwerpunkt Theater

Das Gespräch führte **Nicholas Potter**

Kulturkommentar
Mladen Gladić

Macht sich schuldig, wer „Schuldkultur“ in den Mund nimmt?

Kürzlich erzählte der Literaturwissenschaftler Helmut Lethen auf *freitag.de* Thomas Wagner seine Version der Geschehnisse, die dazu führten, dass seine Ehefrau, die sich publizistisch in der neuen Rechten bewegt, nicht mehr an einer Wiener Waldorfschule kocht und zwei der gemeinsamen Kinder diese nicht mehr besuchen. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschien darauf ein Text des Historikers Volker Weiß. Er hat beim Trägerverein der Schule dessen Sicht der Dinge eingeholt, die sich sehr von Lethens unterscheidet. In vielen Details steht „Wort gegen Wort“, wie Weiß richtig schreibt. Wie viel näher man der Wahrheit kommen wird? Ungewiss.

Derweil hat auch ein Wort, das Lethen im Interview benutzte, Kritik auf sich gezogen. Die „Schuldkultur“, sagt er mit Blick auf die 68er, „in der wir aufgewachsen waren, hat einen Raum des Vergessens der eigenen Identität geschaffen, in den heute mühselos Rechte einwandern können“. Ist hier Kritik der bundesrepublikanischen Erinnerungskultur zu vernehmen? Insinuiert Lethen ein Kausalverhältnis mit dem Aufstieg rechter Kräfte im Land?

„Schuldkultur“ als Fachbegriff entstammt der Studie *Chrysantheme und Schwert* der US-Anthropologin Ruth Benedict. Sie lehnt sich an Arbeiten Margaret Meads zu unterschiedlichen Arten, wie Gruppen das Verhalten ihrer Mitglieder zu steuern trachten, an. Mead unterscheidet zwischen internen und externen Sanktionen. Eine Sanktion ist intern, wenn eine Norm so weit verinnerlicht ist, dass es für ihr Befolgen keines äußeren Drucks bedarf. Es ist eine Frage des Gewissens. Normverstöße werden vom Gefühl der Schuld begleitet. Stellt eine Gruppe dagegen auf externe Sanktionen ab, dann sind Individuen bestrebt, Zurechtweisungen zu vermeiden. Vermieden werden soll Beschämung. Benedict wendet dieses Schema 1946 auf Japan und die USA an und nennt letztere eine Schuld-, erstere eine Schamkultur. Ihre Studie wurde scharf kritisiert, auch, weil sie – staatlich finanziert – Interessen der US-Regierung gedient haben wird. Empirisch lässt sich ihre Unterscheidung kaum halten, schon weil sie „Armchair Anthropology“ betrieb. Auch die Tendenz, Beschämung als kulturell weniger entwickelt anzusehen als Gewissensangst, ist problematisch.

1994 nimmt Lethen, nicht ohne auf ihre Problematik hinzuweisen, die Unterscheidung von Schuld- und Schamkulturen in *Verhaltenslehre der Kälte* auf. Er verknüpft sie mit der Anfang des 20. Jahrhunderts virulenten Gegenüberstellung von Zivilisation und Kultur, wie sie auch durch Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* berührt wurde. Lethen schreibt: „Von der ‚Kultur‘ aus wurden die negativen Urteile über Gesellschaften gefällt, die sich mit ‚nur-zivilem Verhalten‘ als Kulturideal zu begnügen schienen und damit Innerlichkeit, Authentizität und die Subtilitäten einer Wahrheit, die sich nicht im Verhalten zeige, zu negieren schienen.“ Der „Kältekult“, den er bei neusachlichen Autoren der Zwischenkriegszeit über politische Lager hinweg sieht, hat neben der Aufwertung von Scham genauso die emphatische Bejahung des Zivilen zur Folge. Dass es eine Nähe zwischen dem Sound der „heroischen“ Vertreter der Schamkultur wie Plessner, Schmitt, Brecht und Benn und den politisierten Studenten der 60er Jahre gab, schildert Lethen in seiner *Suche nach dem Handorakel* von 2013. Ein Versuch, Lethens erneute Rede von einer „Schuldkultur“ zu verstehen, sollte diese Kontexte in Betracht ziehen.



Oliver Frlić, wurde 1976 in Bosnien-Herzegowina geboren. Er lebt und arbeitet als Regisseur, Autor, Schauspieler und Theoretiker in Kroatien, wo er Philosophie, Religionswissenschaft und Regie studierte. Für seine Inszenierungen wurde Frlić mehrfach ausgezeichnet

Ich möchte zeigen, wofür Demokratie steht, weil ich glaube, dass wir hier ein Paradox erleben. Als eine Form politischer Repräsentation kann die Demokratie politische Plattformen legitimieren, die antidemokratisch sind. **Ihr erstes Stück hier, „GOJAKI – Alternative für Deutschland?“, sollte einerseits die Schwäche des zeitgenössischen Theaters aufzeigen. Es war auch eine Agitation gegen die AfD.** Ich habe tatsächlich meine Schauspieler*innen gebeten, der AfD beizutreten und das Gorki, die Mitgliedsbeiträge zu zahlen. Die AfD hatte das Theater dafür kritisiert, wie es öffentliche Gelder ausgibt. Wir haben versucht, das, wofür die AfD steht, von innen heraus zu dekonstruieren. **Hat es geklappt?** Ich durfte das nicht, weil ich weder eine Aufenthaltsgenehmigung noch die deutsche Staatsbürgerschaft habe. Die Schau-

Medientagebuch
Klaus Raab

Rosamunde Pilcher ist tot. Es lebe das Prinzip Pilcher

Es spricht nichts, aber auch gar nichts dagegen, dass öffentlich-rechtliche Sender, die von allen finanziert werden, ein möglichst großes Publikum erreichen wollen. Millionen mögen *Tatort*, *Bares für Rares* und *Markus Lanz* – also hat all das eine Berechtigung. Es spricht nicht einmal etwas dagegen, dass das ZDF „Rosamunde Pilcher“-Geschichten zeigt, die viele exemplarisch fürs deutsche Fiktionsfernsehen verachten. Man wüsste nur gerne, was das ZDF alles *nicht* zeigt, weil immer gleiche Herzfilme beste Programmplätze blockieren und im Zweifel auch in Mediatheken oben stehen.

Rosamunde Pilcher ist vor einigen Tagen gestorben, Geschichten, auf denen ihr Markenname steht, wird es weiter geben. Die Drehbücher sind so redundant in Atmosphäre, Temperatur und Aufbau, dass sie von anderen geschrieben werden können. Sie spielen in einer lokalen Welt. Es gibt nicht einmal Supermarktketten darin, nur Sandwichbäcker in belebten Kleinstadttrenten, deren Personal sich so in wohlhabende Konzertpianisten verlieben kann. Rund um den Brexit fällt einem erst so richtig auf, wie entglobalisiert die Welt ist, die hier mit Heile-Welt-Gestus ausbreitet wird. In dem Sinn sind Pilchers Geschichten also doch auch politisch. Wobei die jüngst ausgestrahlte von einem schwulen Profifußballer handelt, der sein beklatschtes Coming-out hat – ganz eindeutig reaktionär ist hier also auch wieder nichts.

Das Problem ist eher, dass die Programmplaner so sehr auf die Erfüllung von Publikuserwartungen, auf verlässliche Verstörungsfreiheit setzen, dass überraschende, komplexere Inhalte ins Nachtprogramm oder gleich zu 3sat oder Arte abgeschoben werden. Das konzeptionell Abgeriegelte, das Durchformatierte überwiegt in den Hauptprogrammen. Man kann das auch im dokumentarischen Fernsehen sehen, jenseits von Pilcher. Seit vergangener Woche gibt es neue Zahlen dafür. Da stellte der Medienjournalist Fritz Wolf seine Studie *Deutschland – Doku-Land* vor. 75 bis 80 Prozent der dokumentarischen Sendungen können heute als formatiert bezeichnet werden, noch mehr als in der Vergleichsstudie von 2002. Dokumentarisches Fernsehen sei „erzählerisch und ästhetisch ärmer und gleichförmiger geworden“. Die Formatierung, schreibt Wolf, verenge „den Blick auf die Wirklichkeit, weil es of nicht um Beobachtung der Realität geht, sondern um Umsetzung von Konzepten“.

Ausnahme ist der häufig lange Dokumentarfilm, „in dem nach wie vor verschiedene Handschriften möglich sind und wo Zuschauer weiterhin Entdeckungen machen können“. Nur läuft dieser Dokumentarfilm – den sich Zuschauer anschauen, „wenn sie sich für ein Thema interessieren“, und nicht, wie „einen Film von Rosamunde Pilcher, weil einem nach sozialromantischem Kitsch zumute ist“ – zu bisweilen bizarr undankbaren Uhrzeiten.

Aus Sendersicht nachvollziehbar: Bei *ZDFzoom*, 37 Grad oder oft auch bei der WDR-Reihe *Menschen hautnah* (die jüngst damit in die Schlagzeilen geriet, dass Protagonisten auf kommerziellen Komparsen-Plattformen gecastet worden waren) weiß der Zuschauer vorher, dass er nicht überfordert wird. Womöglich ist der Erfahrungswert, dass weniger Leute wegschalten, wenn die Realität nicht zu vielschichtig dargestellt ist. Allerdings erinnert das auch an eine Kinderspeisekarte: Kinder wollen Pommes, also gibt es Pommes. Auch ein Erfahrungswert, den man schwer wegdiskutieren kann: Jede Art von nicht frittiertem Essen funktioniert nicht.

KLEINANZEIGE

Kur an der polnischen Ostseeküste
in Bad Kolberg! 14 Tage ab 299 €!
Mit Hausabholung 70 € Tel.: 00489 43 55 62 10



Hey, lass das Licht rein! Ja, und du, du auch! Licht, in Maßen genossen, schadet eigentlich nie



FOTOS: ALWIN LAY „KODAK 200 (MONO)“, 2018/COURTESY DER KUNSTLER; PETER MILLER „APERTURES“, 2018 (DETAIL)/COURTESY DER KUNSTLER UND GALERIE CRONE

Unschärferelation

Fußstapfen Das Rheinland ist ein traditionsreicher Kulturboden für Fotografie. In Leverkusen kann man jetzt neueste Positionen auf sich wirken lassen

■ Leonie Pfennig

Made im Rheinland“ galt in der Fotografie jahrelang als größtes Qualitätssiegel. An der Düsseldorfer Kunstakademie wurde 1976 die erste Klasse für Fotografie in Deutschland ins Leben gerufen, mit Bernd Becher als Professor. Seine Frau Hilla und er prägen nicht nur Generationen von Fotograf*innen, sondern wurden selbst zum Label, ihre konzeptuellen Architektur- und Industriebauten sind weltbekannt und die „Becher-Schule“ ein Begriff für fotografische Wertarbeit. Aber wie steht es heute um die Fotografie aus dem Rheinland? Wie geht die nächste Generation mit dem Erbe der fotografischen Tradition um? Das fragt aktuell eine Ausstellung im Museum Morsbroich in Leverkusen und zeigt 18 Künstlerinnen und Künstler, die in den 70er und 80er Jahren geboren sind und an den Aka-

demien im Rheinland studiert haben. Einige von ihnen bei den Becher-Schülern Andreas Gursky und Thomas Ruff, deren Werke heute neben denen ihrer Mitschüler*innen Axel Hütte, Candida Höfer oder Thomas Struth in Museen auf der ganzen Welt hängen.

Als Düsseldorf in den 1990ern den Ruf als Fotostadt verfestigte, machte sich Köln daran, zum Mittelpunkt der Medienbranche in Deutschland zu werden. 1990 wurde dort die Kunsthochschule für Medien gegründet, mit dem neuartigen Diplom-Studiengang „Audiovisuelle Medien“, aber auch einer Professur für künstlerische Fotografie, die heute Beate Gütschow innehat. Auch einige ihrer Schüler*innen zeigt die Ausstellung, auch sie treten in große Fußstapfen. Was auf der einen Seite als Verkaufsargument zieht, kann gleichzeitig erdrückend sein. Wie schafft man es, sich davon freizuschwimmen und heute noch etwas Neues zu machen, wo jeder Mensch stets die Kamera seines Smartphones zur Hand hat, Fotografien im Sekundentakt in Umlauf

gebracht werden und jedes technische Experiment bereits gemacht wurde? Antwort: zunächst einmal durch eine gründliche Auseinandersetzung mit dem Medium.

Huch, Duracell!

Muss es überhaupt noch Fotografie sein, oder ist sie nur ein Mittel zum Zweck? Wie viele verschiedene Formen fotografisches Arbeiten heute annehmen kann, zeigt die Ausstellung eindrücklich. Das klassische Schwarz-Weiß-Foto mit Passepartout muss man lange suchen, findet es aber in der Belle Etage bei Owen Gumps Luftaufnahmen amerikanischer Landschaften, die radikale Eingriffe des Menschen in die Natur als abstrakte Zeichen zeigen, oder in Berit Schneiders bereits Fotogrammen, die ebenfalls mit den Gegenpolen Natur und Kultur spielen.

Auf dem Weg dorthin, im Entrée des herrschaftlichen Barockschlusses, schmiegt sich ein großer Print des in Köln lebenden Künstlers Alwin Lay an die runde Treppenhausewand. Wie eine Skulptur steht eine

Unruhen fluten uns

Philosophie Kann das Anschauen des Hässlichen die Menschen bessern? Bettina Stangneth sät Zweifel

■ Lars Hartmann

Der Mensch, so die Hamburger Philosophin Bettina Stangneth, mag noch so viel über Vernunft und Moral wissen, er mag erkennen, was das Richtige ist, doch wenn es ans konkrete Handeln geht, gibt es nichts, das ihn zwingt, sich an sein Wissen zu halten. Der Mensch ist frei. Diese Freiheit ist eine feine Sache, doch sie will bedacht werden. Das Problem ist seit der Antike gut bekannt. „Allein durch Belehrung schaffst du den schlechtesten Menschen nimmer zum guten dir um“, hieß es bei Platon.

In Zeiten, wo die Anti-Aufklärung unterwegs ist und Moral ins Lächerliche gezogen wird, ist es für Stangneth daher umso mehr geboten, nicht nur eine Lanze für die Vernunft zu brechen, sondern ihren Verächtern mit Argumenten entgegenzutreten. Dabei scheut sie nicht, das eigene

Denken auf den Prüfstand zu stellen. Für dieses Unterfangen ist *Hässliches Sehen* gedacht, der letzte Band in Stangneths Trilogie des dialogischen Denkens. Davor erschienen bereits *Böses Denken* (2016) und *Lügen lesen* (2017). Es handelt sich sozusagen um eine Trilogie der Vernunft, lesbar ist jedes dieser Bücher für sich selbst, und Stangneth empfiehlt sogar, mit dem dritten Band anzufangen, weil dort das generelle Problem verhandelt wird: Unser Erkennen und Wahrnehmen beginnt nämlich in der Regel mit dem Sehen, und wir sehen nicht als Einzelne, sondern in der Gemeinschaft des Wir.

Bilder lesen lernen

Wir sind Wesen, die auf unsere Sinne angewiesen sind. Und Sehen ist das, was uns direkt bestimmt. Doch in dieser vermeintlichen Unmittelbarkeit liegt zugleich die Gefahr fürs Denken wie fürs Handeln.

Denn Wahrnehmungen und Bilder können täuschen. Diesen Trug gilt es zu erkennen, es gilt, Bilder lesen zu lernen.

Stangneths These ist schnell formuliert: Bilder sagen zunächst gar nichts, und Bilder machen moralphilosophisch Probleme, weil sie vielschichtig aufladbar sind. Für ästhetische Theoretiker klingt das befremdlich. Doch das Buch ist keine Anleitung für Bilderstürmer, sondern eine Art Denktagebuch, das unser Sehen verhandelt. Insbesondere dann, wenn Bilder moralisch aufgeladen werden. Ob Attentate oder Demo-Unruhen: Uns fluten Bilder, und mit ihnen sind Ansprüche verbunden. Ein hässliches Sehen stellt sich ein. Aus hässlichen Bildern soll im öffentlichen Diskurs mit den Mitteln der Anschauung Moralisches abgeleitet werden. Kann Böses bessern oder zieht nicht vielmehr Hässliches noch mehr Hässliches nach sich? – so fragt Stangneth. Das, was wir sehen, ist nicht das, was sein soll. „Hier soll ein Bild

Kleinbild-Filmrolle fast schwebend vor einem grauen Hintergrund, balancierend auf dem zum Ende hin schmaler werdenden Schnipsel des Filmstreifens, den man früher so mühsam in die Spule der analogen Kamera fummeln musste. Bei genauerem Hinsehen fällt auf: Die Filmpatrone ist nur scheinbar ein Relikt der manuellen Fotografie, ihre rechte Seite entpuppt sich als Pluspol einer Mignon-Batterie – wo Kodak draufsteht, ist Duracell drin. So bekommt der Aufdruck „36 exp.“, was für Exposures, also Aufnahmen steht, plötzlich einen zweiten Sinn. Expired, also abgelaufen? Hat die

Ein Sofa aus Stativen, darauf sitzend: der Künstler in 2-D, als Reproduktion

Fotografie ihr Mindesthaltbarkeitsdatum überschritten? Dass Kodak, einst Marktführer im Fotogeschäft, ausgerechnet in Leverkusen, Sitz des größten deutschen und inzwischen insolventen Konkurrenten Agfa, so prominent gefeatured wird, ist ein weiterer Kniff von Lays doppeldeutiger Kunst.

Die Vielfalt fotografischer Ausdrucksformen offenbart sich dann gleich im ersten Raum der Ausstellung, wo Peter Miller ein „Atelier“ eingerichtet hat. Das Sofa aus Kamerastativen hat als Sitzfläche eine Hohlkehle, auf der der Künstler selbst als zweidimensionales gedrucktes Abbild Platz nimmt. Miller spielt mit den Aspekten des Fotografischen, Unschärfe und Perspektive, Belichtung und Distribution, sein Raum ist eine Wunderkammer der Möglichkeiten und ein facettenreiches Selbstporträt. Das Selbstporträt als eins der ältesten Themen der Kunst überhaupt beschäftigt auch Morgaine Schäfer, allerdings eher als Reflexion über das Betrachten von Bildern und die Erinnerungsfunktion von Fotografie. In Posen, die berühmten Porträts der Kunstgeschichte entnommen sind, setzt sie sich selbst und ein Stück ihrer Familiengeschichte ins Bild, als Dia aus dem Archiv ihrer Eltern, das sie in die Kamera hält. Darauf sind Momente, die ihre Biografie beeinflusst haben könnten, festgehalten, aufgenommen vor ihrer Geburt. Wie sehr unsere Erinnerung durch Fotos beeinflusst wird und wie wir uns in ihnen in Szene setzen, sind zwei der Themen, die sie anschneidet.

Die sehenswerte Ausstellung erhebt nicht den Anspruch, ein vollständiges Abbild der Szene zu geben oder sie unter ein kuratorisches Thema zu pressen, stattdessen zeigt sie die Vielfalt fotografischer Ansätze und einen Ausschnitt aktueller künstlerischer Produktion: Fotografie nach der Fotografie, made im Rheinland.

Next Generations. Aktuelle Fotografie made im Rheinland Museum Morsbroich Leverkusen vom 27. Januar bis 5. Mai 2019

leisten, was Gedanken nicht schaffen: die unmittelbare handlungsleitende Erkenntnis.“ Doch so einfach funktioniert das nicht. „Das Vertrauen in die Bildgewalt ist das Vertrauen auf die Unschuld des Sehens.“ Bilder sind mächtiger als Worte, dies ist unser Trugschluss, der auch Handlungen leitet. Diesen Trugschluss gilt es aufzuheben. Vernunft allein aber reicht nicht aus. Stangneth weiß wohl, dass deren kaltes Band keine Gesellschaft in sich verknüpft. Um zum Wir zu kommen, muss noch etwas dazukommen. Das ist für Stangneth einerseits der Dialog mit guten Argumenten, andererseits liegt es in der Form der Darstellung selbst. Stangneth will mit ihrem Buch niemanden manipulieren, sondern mit den Mitteln der Vernunft und des freien Denkens überzeugen.

Hässliches Sehen Bettina Stangneth Rowohlt Verlag 2018, 160 S., 20 €

Kontrollverlust wagen



FOTO: BENEDIKT BENTLER

Utopist Phillip Sollmann alias Efdemin bringt populären Rave mit akademischer Klangkunst zusammen. Getanzt werden soll umso mehr

■ Ji-Hun Kim

Wer Berlin als wirkliche Weltstadt erleben möchte, braucht eigentlich nur zum Gesundbrunnen zu fahren. Nicht in das Einkaufszentrum, das wie ein umgekipptes Kreuzfahrtschiff aus dem Boden ragt und 2013 von der Band Jeans Team weniger ruhmreich besungen wurde („Das hält ja keine Sau hier aus“). Vielmehr geht es um das, und das ist völlig unironisch gemeint, einzigartige Flair, das sich zwischen Badstraße, Prinzenallee und Pankstraße aufbaut. Denn anders als am Kottbusser Tor in Kreuzberg oder in der Sonnenallee in Neukölln gibt es hier keine Mehrheits-Community wie die türkische oder arabisch-sche, die das Straßenbild prägt. Auch gibt es kaum Touristen, die das stete Treiben lähmen könnten. Wer die Badstraße entlangflaniert, sieht, obwohl es neben Lidl, Kik und Woolworth nicht viel zu gucken gibt, die Welt. Menschen aus Afrika, Asien, Osteuropa, Russland, der Türkei und Indien, die alle ihrem Tagewerk nachgehen, ohne sich allzu viel expressive Gedanken über sich selber machen zu können. Auch ein Grund, wieso der Wedding 30 Jahre nach Mauerfall noch immer so resistent gegen die Gentrifizierung ist. Noch.

Der Künstler, DJ und Musiker Phillip Sollmann/Efdemin lebt seit 2005 in Berlin. Sein Studio befindet sich in einem früheren Gemeindehaus der St.-Pauls-Gemeinde. Die evangelische Kirche, die in den 1830er Jahren vom Großmeister Karl Friedrich Schinkel persönlich entworfen wurde, steht heute die meiste Zeit leer. Es gibt schlichtweg kaum noch praktizierende Christen im Wedding. Das Gemeindehaus dahinter, das geschätzt keine 20 Jahre alt ist, wird daher als Studio- und Proberaum-Komplex genutzt. Am anderen Ende der Prinzenallee, Kreuzung Osloer, befindet sich ein recht beeindruckendes früheres Bewag-Gebäude. Hier teilt sich Sollmann mit seiner Partnerin, der Künstlerin Hanna Schwarz einen weiteren Atelierraum. Sollmann weist die Straße mit seinem linken Arm hinauf. „Von hier bis da – das ist quasi mein Wirkungsbereich“, erklärt er, lächelt dabei verschmitzt und klingt ein bisschen stolz. Wie ein Ranchbesitzer in einem alten Hollywood-Film, der seinem Sohn zu verstehen gibt: „Irgendwann wird das alles mal dir gehören.“

Phillip Sollmann wurde 1974 in Kassel geboren und durchlebte eine für Westdeutschland vielleicht nicht untypische Kindheit und Jugend. Er spielte Tennis, lernte Cello, später E-Gitarre und begann sich für Bands wie Brüllen, Blumfeld und Kolossale Jugend zu interessieren. Kristof Schreuf und Jochen Distelmeyer wurden Helden seiner Jugend und nach dem Abitur lag die Flucht nach Hamburg daher nur nahe. Er schrieb sich für ein Studium der Soziologie ein und verbrachte traditionsgemäß viel Zeit im Golden Pudel Club. Mitte der 90er war vor allem in Hamburg Popkultur noch eng mit politischen Diskursen und Szenen verbunden. Man gab sich deziert Antifa. Auch das Hamburger Elektronik-Label Dial, das von Peter Kersten (Lawrence) und David Lieske (Carsten Jost) Ende der 1990er gegründet wurde, positionierte sich politisch. Das Label war von Anfang an auch musikalische Heimat für Efdemin.

Die ganze Nacht im Pudel

Als 1999 der erste Dial-Rave in der Roten Flora zelebriert wurde, lautete das Motto: „Total Destruction Is The Only Solution“. Erst kürzlich tauchte das Originalplakat in Efdemins Wohnung wieder auf. Er selber spielte da noch in einer Devo-Coverband. „Dial ist die künstlerische Konstante in meinem Leben. Wir waren antikapitalistisch eingestellt. Wir haben uns als Kollektiv von Freunden verstanden, uns aber auch bewusst quergestellt. Wie wir im Pudel die ganze Nacht mit Antifa-Flagge aufgelegt haben, das war schon romantisch. Mir war anfangs jedoch nicht klar, dass man mit dieser Musik Geld verdienen kann. Ich fand es musikalisch spannend und super, dass es keine Bühne mehr gab. Stattdessen ging es um den Sound im Raum und nicht um die Person, die hinter der Kanzel steht. Ich war froh, dass diese Bühne weg war. Heute ist es umgekehrt. Im Techno dreht sich alles nur noch um Bühnen, Events und Stars.“

Ohne zu ahnen, dass der Club und das DJing eine derart große Rolle spielen würden, zog Efdemin 2002 zunächst nach Wien, um Computermusik an der Universität für Musik und darstellende Kunst zu studieren. Eine Techno-freie Zeit, was sich mit seinem Umzug nach Berlin drei Jahre später aber wieder ändern sollte. Gemeinsam mit dem DJ und Produzenten Nick Höppner, den Sollmann aus Hamburger Zeiten kennt, besuchte er die Panoramabar.

Efdemin übergab dem Club ein Mixtape und erhielt daraufhin eine DJ-Residency, die nun seit 13 Jahren anhält. Schicksal, Fügung oder Zufall – so oder so formativ. Auch als Außenstehender hat man eine Vorstellung davon, dass der Name Berghain im globalen Clubsektor durchaus als passabler Türöffner fungieren kann. Wo heuer doch selbst Google in seinem Berliner Büro einen Konferenzraum nach dem wohl bekanntesten Club der Welt benannt hat. So viel zum Thema Außenwirkung.

2007 produzierte Efdemin den internationalen Club-Hit *Just A Track*. Eine physisch gewaltige, kunstvolle und zugleich fast pampige Reaktion auf den Minimal-Techno-Hype der Zeit. Zeitgleich war der Track aber auch Wegbereiter für das anstehende Deep-House-Revival Ende der nuller Jahre. Efdemin gelang dabei das, was man seinerzeit gerne Konsens-Hit nannte. Ein Track, der von DJs wie Publikum gleichermaßen gefeiert wird. 2007 erschien darüber hinaus sein selbst betitelt Debütalbum. „Als ich nach Berlin gekommen bin, hat mich alles überwältigt“, berichtet Efdemin. „Es war nicht geplant, dass ich DJ werde. Dass ich mit so einem Beruf um die Welt fliegen würde, darauf war ich nicht vorbereitet.“

Phillip Sollmann beschreibt diese lange Phase als eine, in der er zeitweise nicht mehr sein eigener Herr gewesen sei. Ein Auftritt nach dem anderen, die Abfahrt auf Knopfdruck, die Feierei, die immer gleichen Gespräche. „Es hat mich auch körperlich ziemlich mitgenommen. Ich habe das ein paar Jahre lang sogar als bedrückend empfunden. Erst langsam bin ich wieder zu mir gekommen.“ Efdemin veröffentlichte zwei weitere Alben auf Dial (Chicago, 2010 und Decay, 2014), die nicht nur bei Kritikern ausgezeichnet ankamen, suchte sich aber abseits vom DJ-Zirkus neue Forschungsfelder. „Irgendwann entzaubert sich eine internationale DJ-Karriere, wenn es nicht immer weiter nur nach oben geht.“

Sollmann widmete sich wieder seinen „früheren Sehnsüchten“, den Bereichen Improvisation, Elektroakustik und Klanginstallation. 2013 erhielt er ein Stipendium des Goethe-Instituts in der Villa Kamogawa und der Villa Massimo. Gemeinsam mit Konrad Sprenger arbeitet er an dem Projekt „Modular Organ“. Die modulare Orgel, die mittlerweile das halbe Atelier an der Osloer Straße einnimmt, wird gemeinsam mit Orgelbauern ständig ausgebaut und kommt in Galerien, bei Medien- und Kunstfestivals zum Einsatz. Man wolle die Orgel aus dem sakralen Kontext befreien und sozial rehabilitieren. „Dieser Klang von Orgelpfeifen, den ich in dem Moment an dieser Stelle erzeuge. Das hat Qualität und beeindruckt mich sehr“, erläutert Sollmann seine Faszination für das gewaltigste aller Instrumente. Dass per MIDI auch Techno-Stücke durch die teils menschlichen Pfeifen geblasen werden können, versteht sich fast von selbst.

2017 leitete Phillip Sollmann die Performance *Monophonie*, die für Harry-Partch-Instrumente komponiert und in der Elbphilharmonie, Berliner Volksbühne und auf der Ruhrtriennale aufgeführt wurde. Rave und Klangkunst: zwei eigentlich völlig verschiedene Welten, nicht nur musikalisch.

Basteln mit Francis Bacon

„Den Unterschied merkt man vor allem an den Hotelkategorien“, analysiert Sollmann weltmännisch und mit ansteckendem Humor, „was ich aber an dieser eher akademischen Kunstwelt wirklich zu schätzen gelernt habe, sind die Ruhe und Konzentration während der Arbeiten. Wenn man auflegt, ist man nur in Flughäfen und springt von Bühne zu Bühne. Wenn ich aber mit einem Ensemble arbeite – was für eine Leidenschaft und Konzentration bei einer Probe mit zwölf Musikern herrschen. Die Genauigkeit von so einer Aufführung. Das ist unglaublich. Außerdem sind die Personae alle noch lange nicht so ausgebrannt“, resümiert er, lacht und winkt ab, als wolle er sich für einen schlechten Scherz entschuldigen. Auf seinem nun vierten Studioalbum *New Atlantis*, das auf dem Berghain-Label Ostgut Ton erscheint, bringt Efdemin erstmalig seine beiden Personen in einer Arbeit zusammen. Es sei letztlich auch eine Vernunftentscheidung gewesen. Mit dem Jonglieren diverser Künstleridentitäten haben sich schon andere katastrophal verfahren. Alles andere

sei auch „nicht effizient“. *New Atlantis* ist im Kern ein Techno/Elektronik-Album, eruiert aber Psychoakustik, Klangexperimente und Track-Strukturen aus einer erweiterten Perspektive, eben jener Phillip-

„Ich würde gern hin zu einer Musik, zu einer Zeremonie, die überwältigt“

Sollmann-Perspektive, die in den letzten Jahren immer weiter gewachsen ist. Der Titel referiert auf Francis Bacon und sein gleichnamiges unvollendetes Buch aus dem Jahr 1627. Hier beschreibt Bacon eine utopische Insel, auf der es futuristische Werkstätten gibt, die sich unterschiedlichen künstlerischen und wissenschaftlichen Disziplinen widmen. Darunter auch das Sound House, das vor 400 Jahren bereits das Tonstudio von heute imaginierte.

Auch Efdemin beschreibt seine Klangräume als utopisch. Er lässt Techno und House vom Dogma des funktional Pragmatischen abdriften und bringt zugleich elektroakustische Klangquellen auf den Berghain-Floor, die es sonst im Club-Betrieb eher selten zu hören gibt. Efdemin denkt dabei aber auch an frühere Zeiten – als Galerien, Raves und Performances viel enger miteinander verknüpft waren. Als die Grenzen zwischen Subkulturen noch eher verschwammen als heute und man sich in einer Zeit ohne soziale Medien, Internet und Überwachung noch völlig anders verhalten konnte: „Ich würde gerne hin zu einer Musik, einer Aufführung, einer Zeremonie, die überwältigt, wo Leute loslassen können. Der Kontrollverlust, das ist das, was mir fehlt. Wir leben heute in einer absolut kontrollierten Zeit. Wir werden ständig überwacht, von allen, die dich umgeben. Mein Album ist ein bisschen Ausdruck davon, dass genau das fehlt: die Utopie von Kontrollverlust. Die ursprüngliche Idee von Rave war doch aber genau das. Was ist daraus eigentlich geworden?“

ANZEIGE

UNTER VIER AUGEN

SCHAU SPIEL KÖLN

WDR 7

EIN GESPRÄCH MIT JAKOB AUGSTEIN UND MILO RAU

15. FEBRUAR 2019 • 20.00 • DEPOT 2



Zu Risiken und Nebenwirkungen politischer Theologie fragen Sie Ihren gesunden Menschenverstand

träumte davon, dass seine Kinder nicht mehr nach ihrer Haut beurteilt würden, sondern nach ihrem Charakter. Ab den 70ern jedoch, als zwar Rechtsgleichheit weitgehend erkämpft war, reale Ungleichheit aber fortbestand, hätten die Kämpfe für Minderheitenrechte immer mehr jenes zweite Muster der „kollektiven Identität“ übernommen. Mitte-links-Parteien hätten sich einem relativistischen Multikulturalismus verschrieben, der Einwanderer nicht integrieren wollte, sondern forderte, ihre Kultur zu respektieren. Auch deshalb sei

Alle verdienen Respekt für ihre Kultur. Weiße Christen nicht?

die von der Globalisierung gebeutelte, vom Multikulturalismus eingeschüchterte weiße Mehrheit schließlich selbst in eine Identitätspolitik geflüchtet, die diejenige von links spiegelte: Wenn Schwarze oder Muslime fordern, dass ihre Kultur respektiert wird – warum nicht auch weiße Christen?

Das Problem wird man nicht los, stellt Fukuyama resigniert fest, man könne höchstens versuchen, Identitätsspannungen zu senken. Dafür müssten linke Parteien wieder universelle soziale Reformen anstreben – auch um jene wieder auf den Boden der Demokratie zu ziehen, die noch dafür empfänglich sind. Vor allem aber bräuchte es ein neues Identitätsangebot, das nicht spaltet, sondern vereint. Wie Yasha Mounk, der einen „liberalen Nationalismus“ fordert (*der Freitag* 15/2018), hofft Fukuyama auf die integrierende Kraft einer patriotischen Erzählung. Besonders Europa müsse sich von der alten, ethnisch definierten Nationalidentität lösen, aber auch vom relativistischen Multikulturalismus. Der Vorschlag: eine „Nationale Bekenntnisidentität“ US-amerikanischer Art. Amerikaner zu sein, ist (theoretisch) eine Frage der Loyalität, nicht der Herkunft. Für Deutschland wäre das ein Fortschritt. Doch wäre liberaler Patriotismus ohne ethnischen Überschuss zu haben?

Insgesamt scheint Fukuyama die Dialektik von „rechter“ und „linker“ Identitätspolitik zu übertreiben. Nicht der Identitätsfimmel der Progressiven hat die nativistische Gegenreaktion „proviziert“. Kaum ein US-Präsident hat so sehr versucht, die zivilreligiöse „Nationale Bekenntnisidentität“ zu mobilisieren, wie Barack Obama. Der Backlash kam trotzdem – und richtete sich primär gegen das, was Fukuyama als Antidot präsentiert: eine post-ethnische Nationalidentität, die Multikulturalismus als Faktum akzeptiert und jenseits liberaler Grundsätze immer weniger identitätsstiftende Fundamente kennt.

Identität. Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet Francis Fukuyama Hoffmann und Campe 2019, 237 S., 22 €

Loyal jetzt mal!

Patriotismus Überall prallen Kollektiv-Identitäten aufeinander. Francis Fukuyama sucht einen Ausweg

■ Johannes Simon

Bekannt wurde er für ein Fehlurteil. In *Das Ende der Geschichte* (1992) behauptete Francis Fukuyama, mit der Niederlage des Kommunismus würde liberale Demokratie nie wieder ernsthaft in Frage gestellt werden. Sie könne besser als jedes System unsere Bedürfnisse nach Gleichheit und Anerkennung befriedigen. So war der optimistische Zeitgeist der frühen 1990er. Der ist passé.

Die globale Welle der Demokratisierung ist einer autoritären Ebbe gewichen. Russland und China erteilen universalistischen Ansprüchen immer selbstbewusster eine Absage. Was schiefling, versucht Fukuyama jetzt in *Identität. Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet*, zu beantworten – einem Buch, das er ohne die Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten nicht geschrieben hätte, wie er gleich zu Beginn betont.

Die heutige Krise der Demokratie, so Fukuyama, geht einher mit der Renaissance der Identität: An die Stelle des liberalen Versprechens von Würde und Entfaltungsmöglichkeiten für jeden tritt gekränkter Zorn von Identitätskollektiven, die sich spinnefeind sind. Ressentiments florieren.

Widersprüche der liberalen Ordnung selbst brachten die Krise hervor. Die Globalisierung schuf zwar Wohlstand, machte aber große Teile der westlichen Mittel- und Arbeiterschichten zu Verlierern. Deren traditionelle Vertreter, sozialdemokratische Parteien, kümmerten sie sich lieber um Minderheitenrechte. Auch deshalb nahmen Globalisierungsverlierer ihre Deklassierung nicht primär als ökonomische wahr, sondern durch das Prisma des Kulturkampfes. Ihr Zorn speist sich nicht nur aus dem Kontostand, sondern aus dem Gefühl, nicht mehr respektiert zu werden.

Trump's Wahl, so Fukuyama, folgte einer nostalgischen Sehnsucht nach der Zeit, als es genügte, ganz normaler, anständiger weißer Amerikaner zu sein, um sich seines

gesellschaftlichen Status sicher zu sein. Dass von den Verwüstungen neoliberaler Globalisierung meist die Rechte profitiert, sei nichts Neues. Seit dem 19. Jahrhundert haben die Linken die Arbeiterklasse regelmäßig an den Sirenenangst des Nationalismus verloren. Um das zu erklären, so Fukuyama, braucht es eine bessere Theorie der menschlichen Seele, als sie ein Liberalismus bietet, der nur rationale Interessen kennt. Es gehe um den Thymos, den „Teil der Seele, der sich nach Anerkennung seiner Würde sehnt“.

Sehnsucht nach Anerkennung

Peter Sloterdijk hat von diesem aristotelischen Begriff aus in *Zorn und Zeit* (2006) eine Theorie des Ressentiments entwickelt. Sein Schüler, AfD-„Hausphilosoph“ Marc Jongen übernahm ihn, meinte damit aber kaum mehr als wutbürgerliche Wut. Fukuyamas Thymosbegriff ist ein anderer, er kreist um die „Sehnsucht nach der Anerkennung der eigenen Würde und des eige-

nen Status“. Anfang der 90er hatte er noch als überzeugter Hegelianer argumentiert, die liberale Demokratie habe die Zauberformel gefunden, um diese Sehnsucht zu befrieden. Die Kämpfe der Moderne, schreibt er nun, zielten primär darauf, den Kreis der Anerkennung immer weiter zu ziehen, zuerst für alle Männer, dann für Frauen, Schwarze und andere Minderheiten.

Viele reagierten auf die Zumutungen der Moderne mit einer Flucht in eine Gruppenidentität, „welche die Individuen erneut in eine soziale Gruppe einbindet“. Das Streben nach Anerkennung habe schon immer zwei Pfade eröffnet: „Ein Weg führte zu universeller Anerkennung der Individualrechte und daher zu liberalen Gesellschaften, die ihren Bürgern ein immer größer werdendes Spektrum individueller Autonomie bieten wollten. Der andere Weg führte zur Bekräftigung der kollektiven Identität, deren Hauptmanifestationen Nationalismus und politisierte Religion waren.“

Identitätspolitik sei zunächst der ersten Tradition gefolgt. Martin Luther King

Wehren lernen

Stadt Gentrifizierung passiert nicht zufällig, es steckt immer ein Plan dahinter. Lisa Vollmer denkt über Gegenmaßnahmen nach

■ Florian Schmid

Gentrifizierung sollte eigentlich zur Genüge analysiert worden sein, doch Bedarf an Aufklärung bleibt. Das ist kein Wunder, betrifft Gentrifizierung doch viele Menschen ganz persönlich. Zum Beispiel dann, wenn der eigene Wohnraum verloren zu gehen droht. Oder die Nachbarschaft langsam ausgewechselt wird. Das Buch *Strategien gegen Gentrifizierung* der in Berlin lebenden und an der Weimarer Bauhaus-Universität arbeitenden Stadtforscherin Lisa Vollmer bringt verblüffend einfach die vermeintlich so komplexe Problematik auf den Punkt. „Be-

trachtet man Gentrifizierung als Teil neoliberaler Stadtpolitik, wird klar: Sie ist weder ein natürlicher Prozess noch ein Unfall, sondern eine gezielte bevölkerungspolitische Strategie.“ Das klingt kämpferisch, ist aber Teil einer sehr präzisen und übersichtlichen Analyse und Definition und ermöglicht ein „kritisches und politisch ermächtigendes Verständnis“, wie Vollmer schreibt. Denn was Gentrifizierung genau ist und wer wie daran beteiligt ist, wer profitiert und wer verliert, das verschimmt oft in den nicht selten ungenau geführten Debatten.

Vor allem die konservative Presse singt gerne das Lied auf die Verdrängungspioniere aus dem prekären Kultursektor, die Aufwertung erst möglich machen. Experten wie Andrej Holm betonen dagegen seit Jahr und Tag, dass Gentrifizierung vor allem ein immobilienwirtschaftlicher Vorgang ist. Vollmer beschreibt übersichtlich, wie das kulturelle Kapital der jungen Kreativen eine Nachbarschaft verändert und zum orts-

gebundenen kulturellen Kapital wird, das in vermeintlich sozialkritischen Feuilletonreportagen gehypt und dann erst von Hauseigentümern und immobilienwirtschaftlichen Akteuren in ökonomisches Kapital verwandelt wird. Das hat auch mit hohen und kurzfristigen Renditeerwartungen oft größerer Immobilienverwerter zu tun, die mittlerweile an der Börse notiert sind. Unternehmen wie die Deutsche Wohnen haben massenhaft den früheren öffentlichen Wohnungsbau, in diesem Fall in Berlin, aufgekauft.

Wie Kritik daran schon auf recht breiter Basis in zahlreichen Initiativen in die titelgebenden *Strategien gegen die Gentrifizierung* mündet, arbeitet das Buch akribisch auf und macht einen bundesweiten Rundumschlag. Berlin und Hamburg, wo es die meisten derartigen bewegungspolitischen Impulse gibt, stehen dabei im Vordergrund. Es werden Kulturschaffende etwa in Hamburg vorgestellt, die ihre Ressourcen und Kompetenzen mit der Mieter_innenbewegung verbinden, aber auch Zusam-

menschlüsse von Mieter_innen, die es schon an vielen Orten gibt. Vollmer betont immer wieder, dass es darum gehe, sich über den eigenen Tellerrand hinaus mit Menschen zu verbünden, und dass es nicht einfach sei, sich mit Nachbarn zu verständigen, die weder kulturell noch politisch auf der gleichen Wellenlänge liegen.

Komfortzone ist das nicht

Es geht also darum, aus dem eigenen Szeneghetto auszubrechen, „die habituelle Komfortzone zu verlassen“. Etwas also, was jenseits eingespielter effizienter politaktivistischer oder bildungsbürgerlicher Standards stattfindet. Wobei sich genau hier ein grundlegender und wichtiger Lernprozess für diese Kämpfe vollzieht, dessen Wirkung man nicht unterschätzen sollte.

Die Protestbewegung gegen Gentrifizierung hat demnach einen schweren Spagat zu leisten. Denn es geht nicht nur gegen politisch mächtige und gut vernetzte Immobilienbesitzer und Politiker, die oft

weit marktorientierter agieren, als ihre Lippenbekenntnisse erwarten lassen. „Eine Verbindung zwischen aus der Betroffenheit heraus organisierten Mieter_innen und mehr oder weniger professionalisierten Bewegungsaktivist_innen muss immer wieder neu hergestellt werden“, betont Vollmer in ihrem Buch, in dem sogar knapp und verständlich erklärt wird, wie zum Beispiel das Erbaurecht funktioniert und strategisch nutzbar gemacht werden kann.

Die Lektüre eignet sich für kundige Leser, die sich bereits mit Gentrifizierung beschäftigt haben und hier noch einmal einen aktuellen Stand erhalten wollen, wie auch für am Thema Interessierte, die wissen wollen, was es unter anderem eigentlich mit Community Organizing, partizipativer Stadtplanung von unten und mit urbaner Wunschproduktion auf sich hat.

Strategien gegen Gentrifizierung Lisa Vollmer Schmetterling-Verlag, 163 S., 12 €

Brüllen musst du

Ruppig In Györgi Dragomán lebt die Erinnerung an die rumänische Diktatur, seinen Novellen ist Gewalt als Klima eingeschrieben. Musik aber gibt Hoffnung

■ Lennart Laberenz

Györgi Dragomán – schwarze Stiefelkappen, schwarze Jeans, schwarzer Rollkragenpullover, die dunklen Haare kurz und mit viel Grau – legt die Ellenbogen auf dem Tisch ab, zieht die Schultern zusammen, man könnte meinen, er ducke sich in die Antwort, beide Hände in die Höhe. Wir unterhalten uns schon eine Weile über dystopische Aspekte. Fragen von Macht in seinen Erzählungen. Darüber, wie er von kleinen Dingen, einzelnen Ereignissen, einer Stimmung ausgeht, manchmal von dort, ohne eigentlich dazu aufgebrochen zu sein, beim Roman landet. Dragomán, das lässt die vergangene Dreiviertelstunde vermuten, ist niemand, der seine Fröhlichkeit zu schnell freigibt. Jetzt fliegen die Hände nach vorn, „das“, sagt er mit einem feinen Lächeln, „ist so optimistisch, wie ich eben sein kann“.

„Das“ sind Druckfahnen überraschender, anfassender, manchmal Bündel und Kreise bildender, dann versickernder oder abreibender Erzählungen, konzentrierte und um alle Überflüssigkeiten bereinigte Kurzprosa: *Löwenchor*. Ein wunderbarer Reigen, abrupte Einstiege, knapp hingepinselte Szenarien, eine halbe Geste, eine Klemme, in die jemand gerät, Momente, in denen sich die Welt vor Kinderaugen aufaltet, vor Reisenden, die fremd in der Stadt sind, das Innenleben von Eltern oder Frauen, die eben gerade, in der unpassendsten Situation, verlassen werden. Das mit dem Optimismus ist also so eine Sache.

„Ich empfehle, die Lektüre immer mal durch das eine oder andere Musikstück zu ergänzen“, rät die nette Suhrkamp-Pressesprecherin. Aber nach wenigen Novellen ist klar: Dragomán zaubert einem Lieder, Taktfolgen, rhythmische Instrumente, Trommelschläge von Demonstrationsskapellen, sogar eine Aolsharfe im Wind so kristallklar in den Kopf, dass das eine überflüssig verdoppelnde Geste ist.

Musik ist eine elementare Ressource, die das Personal des *Löwenchors* für die Dauer eines Liedes, oder nur eines Tons, mit der Welt, nun ja, versöhnen kann. Der Druck des Moments weicht, die Klänge lotsen aus der Bredouille, schaufeln den nüchternen Blick auf die brüchige Realität frei: „Für einen Augenblick dachte sie“, heißt es in *Das System und seine Feinde*, „sie bilde sich alles nur ein, dass sie hier mitten in einer fremden Stadt stand, vollkommen allein auf einer menschenleeren Allee, und dann vernahm sie den Gesang, er kam aus der

Richtung der weißen Kuppel, es war eine stetig anschwellende laute Klage, der Gesang hallte zwischen den Betongebäuden, wurde vom dichten Regen gedämpft, Worte waren nicht zu verstehen, doch es mussten sehr viele sein, die da sangen, erhaben und bedrohlich zugleich, eine Hymne oder ein Marsch, Erika spürte, wie sich die Melodie in sie hineinbohrte, es fühlte sich kalt an, sie merkte plötzlich, wie schwer ihre tropfende Kleidung war.“

Ich glaube, wir haben wohl verlernt, wie man Widerstand leistet

Die zweite Ressource ist die anarchistische Fantasie von Kindern – ein Feld, das Dragomán auch in seinen düsteren Romanen *Der weiße König* (dt. 2012) und *Der Scheiterhaufen* (dt. 2015) durchmisst: „In eine kindliche Phantasie hinabzusinken, fällt mir leicht.“ Sie eröffnet Räume, die dem Erwachsenenblick vielleicht verschlossen sind: Möglichkeiten, Schwierigkeiten zu überwinden, Stöße abzufangen.

Jetzt sagt Dragomán den schwer pathosfrei übersetzbaren englischen Satz: „I am interested in freedom.“ Es ist eine Haltung. „Etwas, das man als Kind lernt. Kinder leben gewissermaßen in Diktaturen, vielleicht sogar notwendigerweise, sie werden erzogen. Sie können rebellieren. Phantasie ist eine Gegenreaktion.“ Ist das ein politischer Blick? Als Antwort ein leiser Satz, mit dem er Ungarn, Osteuropa, die EU überblickt – die Episoden im Band ziehen sich über den Kontinent: „Ich glaube, wir haben verlernt, wie man Widerstand leistet.“ Man kann jetzt an Gelbwesten denken, oder wieder an *Das System und seine Feinde*. Am Ende ahnt Erika, die für ein Buch über einen Bildhauer in die Stadt kam, schon die Gummiknüppel der Bereitschaftspolizei: „Man darf sich nicht, darf sich nicht, darf sich auf keinen Fall mit der Masse bewegen, schoss ihr durch den Kopf, Angst und Wut standen ihr wie Schweiß auf der Stirn, sie gab dem Koffer einen Fußtritt, wandte sich um und rannte mit den anderen, mitten auf der Al-



FOTO: LENNART LABERENZ

I wear black on the outside cause black is how I feel on the inside

lee, in Richtung des gedehnten, klagenden Gesangs, sie wusste, gleich würden sich ihre Lippen öffnen, gleich würde sie brüllen, zusammen mit der Masse, endlich würde auch sie alles herausbrüllen.“

Geschädigt, von Anfang an

Kurzprosa ist in Deutschland eher mittelbeliebt. Ganz gut also, dass der *Löwenchor* etwas milder daherkommt. Doch das bedeutet noch immer eine gleichgültige bis ruppige Welt, wo Stöße ausgeteilt werden, sich zerlumpte Alte eben nur für den Moment eines Liedes das Leben nicht noch schwerer machen. In der Kinderfantasie spiegelt sich Optimismus, sie hebt uns für einen Moment in die Lüfte, über die Realität hinaus. Gewalt und Gemeinheit treten nicht direkt auf, sondern als Ahnung, Klima und Dunst.

„Ich bin geschädigt von meinen ersten fünfzehn Lebensjahren“, Györgi Dragomán sagt den Satz mehrfach, trocken, analytisch, nicht um des Effekts willen: Geboren 1973 in Târgu Mureș, das zwischen Neumarkt an der Miersch hieß, wo die wirklich finstere rumänische Variante des Realsozialismus Repression, Nationalismus, Niedertracht und schon bei Schülern Selbstbewaffnung bedeutete. Gewalt, erzählt er, sei normal, eine Form der Kommunikation gewesen. Im März 1990 brachen Unruhen in der Stadt aus, Hunderte Verletzte, sechs Tote, es ging um Rumänen, Ungarn, Erinnerungskultur, Identität. All das hatte Vorläufer. Der tote Diktator, sein wächsernes Gesicht auf dem Boden, namenlos, aber als Nicolae Ceaușescu zu erkennen, hat im *Scheiterhaufen* einen Auftritt, halt im *Löwenchor* als Erinnerung nach.

Er selbst sah das im Fernsehen, schon in Ungarn, wohin die Familie auswandern konnte und wo er eine längere Weile brauchte, um sich aus dem Griff der rumänischen Disziplin zu lösen – in der Schule hatten sich Aufzeigen-Strammstehen-„Genosse Lehrer“-Rufe in seinen Körper eingegraben. Ungarn: Jugend, Aufbruch; Dragomán erzählt von glücklichen Zeiten, „die Leute haben wirklich versucht, nett zu sein“. Das ging vorbei, das Klima wurde rauer: „Ich sehe heute, dass wir von denselben ethnisierten Gewalttaten eigentlich nur einen kleinen Schritt entfernt sind.“

Ein Kontinent der Missgunst

In der wunderbaren Novelle *Puerta del Sol* blickt der Protagonist auf Landkarten und den Umgang mit der Vergangenheit – in der zusammengefügten Historie liegt in vielen europäischen, ausdrücklich osteuropäischen Ländern ein Quell schlechter Laune, Missgunst, dem Gefühl zu kurz zu kommen: „Er dachte an die Grenzen, daran, wie viele Grenzen sie überflogen hatten, und er schämte sich auch gleich, dass er schon wieder daran dachte, dass er wie seine Mutter ist, in der Vergangenheit lebt, nur weil sie in seiner Kindheit nicht reisen durften, müsste man nicht ständig daran denken, man sollte endlich darüber hinweg sein, ja, sie durften nicht reisen, weil sie keinen Pass bekommen durften, ja, er war in einer Diktatur aufgewachsen, ja, er hatte sich Atlanten angesehen wie andere in Märchenbüchern lesen, aber nun ist das vorbei, schon lange ist es vorbei, seit er zwanzig ist, hat er einen eigenen Pass, er kann gehen, wohin er will, wann er will, er ist ein freier Mensch, er sollte sich nicht ständig an das Gefängnis erinnern.“

Das zielt auf zersplitterte Gegenwart. Die Bruchstücke ruhen einen Moment, werden wieder durchgeschüttelt: Wie in einem Kaleidoskop reagieren immer neue Splitter aufeinander, ein flüchtiges Bild. Gewalt ist eine Konstante, der man vielleicht entgeht, wenn man sich permanent hinterfragt. Oder durch Musik: „Fereci dachte an die beiden Musiker, die Melodie, die sie gespielt hatten, konnte er nicht wiedergeben, dennoch pulsierte sie in ihm, er schloss die Augen und dachte an das Sonnenlicht und daran, was die Alten sangen, dass einmal der Tag kommen wird, wenn alle Wunden geheilt sein werden und aller Schmerz vergangen.“

Löwenchor. Novellen Györgi Dragomán Timea Tankó (Übers.), Suhrkamp 2019, 269 S., 24 €

ANZEIGE

philosophie
MAGAZIN

2 Ausgaben kostenlos*



2 Ausgaben kostenlos: *Lernen Sie das Philosophie Magazin in aller Ruhe kennen! Sie bekommen die beiden nächsten Ausgaben zugesandt.

Möchten Sie das Philosophie Magazin anschließend nicht weiter lesen, genügt eine kurze E-Mail bis zwei Wochen nach Erhalt der zweiten kostenlosen Ausgabe. Wenn Sie nicht entsprechend kündigen, erhalten Sie das Magazin fortan regelmäßig per Post als Jahresabo *plus* (6 reguläre + 2 Sonderausgaben pro Jahr, verlängert, 52 € pro Jahr (Studenten: 38 €) inkl. Lieferung in Deutschland, Auslandspreise und alle weiteren Bedingungen auf philomag.de). Angebot gültig bis inkl. 31.3.2019.

Bestellung und Teilnahme

mit Vorteilscode: „FREITAG“

>>> www.philomag.de/kostenlos

>>> **00 49 (0)40 38 6666 309**

Hinweise zum Philosophie Magazin und zum Datenschutz unter philomag.de

**Eine Denkwoche
im Château d'Orion**

Gewinnspiel



Im Château d'Orion genießen die Gäste gemeinsames Nachdenken (in dt. Sprache), eingebettet in französische Lebenskunst und ruhige Natur. Das Philosophie Magazin verlost einen Gutschein des Château d'Orion im Wert von 1890 € zur Teilnahme an einer Denkwoche für eine Person!

Verlosung unter allen volljährigen Personen, deren Bestellung des nebenstehenden Angebots bis einschließlich 31.3.2019 eingeht. Mitarbeiter der Château d'Orion SARL und der Philomagazin Verlag GmbH sowie deren Angehörige sind ausgeschlossen. Gutschein durch Buchung direkt im Château (www.chateau-orion.fr) einlösbar für 1 Person (Einzelzimmer, Vollpension) für eine Woche für Reisezeitraum 28.4.2019 - 1.11.2020. Anreise auf eigene Kosten. Gutschein nicht übertragbar, nicht auszahlfähig. Der Gewinner wird bis 15.4.2019 per E-Mail oder Telefon benachrichtigt.

Prothese und Antithese

Kino In „Alita: Battle Angel“ ist die Welt ein Haufen Schrott, aus dem sich viel basteln lässt. Etwa Waffen. Oder Personen

■ Stefanie Diekmann

Eine entscheidende Prämisse von *Alita: Battle Angel* wird von den Figuren selbst formuliert, relativ frühzeitig, als die Battles noch nicht begonnen haben und die Szenerie für einen Moment fast friedlich erscheint. „What holds it up: magic?“ – „Was hält sie da oben: Magie?“, fragt Alita (Rosa Salazar), der Cyborg, beim Anblick der Stadt Salem, die am Himmel über dem Sprawl von Iron City schwebt. „No, something stronger“ – „Nein, etwas Stärkeres“, sagt Ido (Christoph Waltz), der Alita kurz zuvor mit einem neuen Körper ausgestattet hat. „Engineering“ – „Technik“.

Norton in the Sky

Was stärker ist und was besser hält, wird im Folgenden ein zentrales Thema bleiben, jedenfalls für die Figuren, die aus organischer und nicht organischer Materie bestehen und fortlaufend in ihre Bestandteile zerlegt werden. (Sie wieder zusammenzusetzen, bleibt eine Option, die aber längst nicht in allen Fällen wahrgenommen wird.) Für den Film ist es kein Thema, weil *Alita: Battle Angel* ohnehin davon ausgeht, dass Filme aus Technik gemacht sind und deshalb umso stärker, je avancierter die Technologien, die man zu ihrer Gestaltung verwendet. Die größtmögliche Verdichtung von Hardware, Programmen, Ingenieurskunst wird unter diesen Voraussetzungen zu dem Prinzip, nach dem hier eine Stadt imaginiert, eine Protagonistin gebaut, ein Spektakel konstruiert wird, ohne jegliche Magie, nach der ohnehin nur diejenigen fragen, denen noch nicht klar ist, wo sie gerade gelandet sind.

Iron City ist ein Ort der Restbestände. Abfall, Bauteile, Metall- und Elektroschrott, dazu ein Gedränge von humanoiden Figuren, die zu einem nicht geringen Teil ebenfalls aus Schrott- und Metallteilen bestehen. Robert Rodriguez, der spätestens seit *Planet Terror* (2007) über einige Erfahrung mit der Inszenierung prothetischer Körper verfügt und sich, ebenfalls seit *Planet Terror*, für das erotische und das kombattive Potenzial der Prothese interessiert, konzipiert die Story vom Battle Angel als eine der sukzessiven Aufrüstung, an deren Ende



Da waren die Augen mal wieder größer als der Mund

die Aussicht auf den ganz großen Show-down steht. Die Grundausstattung kann dabei übernommen werden: Der Kopf ist noch intakt, das Herz (Nano-Technologie) auch, der erste Körper immerhin gut genug, um in die Halbpipeline zu gehen, sich innerhalb der Organisierten Kriminalität zu behaupten und einige Elemente der Kampftechnik „Panzer-Kunst“ zu memorieren, auf die der Battle Angel einst programmiert wurde. Aber der erste Körper ist noch nicht der richtige, und erst mit dem zweiten, der andernorts darauf gewartet hat, wieder an das Kampfprogramm angeschlossen zu werden, erhält der Cyborg seine vorgesehene Ausstattung zurück, die aus hohen Wangenknochen, Brüsten, ei-

nem Hintern, sehr vielen Wimpern und noch mehr Panzer-Kunst besteht, vor der fast alle Angst haben, außer dem Widersacher in der Stadt am Himmel, der mit der Stimme von Edward Norton spricht.

Update: plus Elitenhass

Zwischen dem ersten und dem zweiten Körper, die Bricolage am Cyborg und dessen Rückkehr zur alten Form, hat Robert Rodriguez einen Hybrid aus Cyber- und Steampunk konstruiert, in dem Teile aus den Filmen *Blade Runner* (1982, Ridley Scott) und *Dark City* (1998, Alex Proyas) ebenso zu erkennen sind wie Anleihen bei *The Running Man* (1987, Paul Michael Gla-

ser), *Rollerball* (1975, Norman Jewison) oder *Ghost In the Shell* (2017, Rupert Sanders). Der Manga-Vorlage zu *Alita: Battle Angel* von Yukito Kishiro entspricht das mehr oder weniger; allerdings fehlt bei Kishiro der sehr solide Elitenhass, der den Plot bei Rodriguez formatiert. Alle wollen nach oben, in die Stadt am Himmel; aber was dort oben wartet, ist korrupt, böse, voller Verachtung für die hier unten, über die es sich belustigt und die es zugleich unterschätzt.

Wenn *Alita: Battle Angel* also ein sehr reaktionäres World Building betreibt (populistisch, anti-elitistisch; viel Spaß macht das alles nicht), sind die Figuren davon nicht ausgenommen. Der junge weiße

Mann (Keanu Johnson) trägt Lederjacke, fährt Motorrad und lässt sich auf Dinge ein, die ein paar Nummern zu groß für ihn sind. Der junge schwarze Mann (Jorge Lencoborg), in die gleichen Dinge verwickelt, ist rassistisch und aggressiv und stirbt später als Erster, weil er das schon irgendwie verdient. Der etwas ältere Schwarze

Alle wollen hier nach oben, aber was da oben wartet, ist böse und korrupt

(Mahershala Ali) mit Sonnenbrille, gemustertem Anzug und Limousine ist für das organisierte Verbrechen zuständig, wenn auch nicht klug genug, um als dessen Mastermind zu agieren. Die Frau über vierzig mit mehr als zwei Sätzen Text (Jennifer Connelly) ist als eine gebrochene Figur vorzustellen, die Frau unter zwanzig als das Mädchen, das mit den Jungs abhängen darf; dazu gibt es Prostituierte, eine Krankenschwester, eine bösartige Kombattantin (zu viel Metall) und eben Alita, die auch Kombattantin ist, aber für die bessere Sache kämpft.

So betrachtet, ist die kaputte Welt von Iron City relativ intakt, und ebenso intakt sind die Aufteilungen, die hier zwischen den weißen und den nicht weißen, den männlichen und den weiblichen, den zentralen und den marginalen Figuren verlaufen. Die Aufteilungen: funktional, dramaturgisch, hierarchisch, bilden jene Welt, in die der Battle Angel geworfen wird, um sie auseinanderzunehmen, ohne sie dabei zu transformieren. Dass der Engel, der eigentlich ein Berserker ist, über ein eigenes Betriebssystem verfügt, ändert daran nicht viel, weil es von jeher zum Privileg von Kombattanten gehört, auf einem eigenen Betriebssystem zu laufen, das hier eine neue Hülle, aber noch lange kein neues Update bekommt. „That’s just a shell“, – „Das ist nur eine Hülle“, hat Ido gesagt; und auch das bringt die Prämisse von *Alita: Battle Angel* ganz gut auf den Punkt.

Alita: Battle Angel Robert Rodriguez
USA 2019, 122 Minuten

ANZEIGE

Flexibel lesen – jederzeit kündbar!

Unterstützen Sie linken Qualitätsjournalismus!



Nur
€ 3,85
pro Ausgabe

der Freitag ist ausgezeichnet als European Newspaper of the Year

Kritisch. Mutig. Meinungsstark.



Ja, ich möchte den Freitag flexibel lesen – solange ich möchte!

Ich lese den Freitag flexibel zum Vorzugspreis von zzt. nur € 3,85 pro Woche statt € 4,20 am Kiosk und gehe kein Risiko ein, da ich den Bezug jederzeit stoppen kann. Ein Anruf unter 040 3007-3510 genügt. Ich habe das Recht, diesen Vertrag binnen 14 Tagen ohne Angabe von Gründen zu widerrufen. Mehr unter www.freitag.de/agn.

Meine Adresse:

Vor- / Nachname	
Straße / Hausnummer	
PLZ	Ort
E-Mail	Telefon
Ich zahle bequem per SEPA-Lastschriftmandat (Gläubiger-Identifikationsnummer: DE83ZZ00000815700):	
IBAN	

Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Vertragspartner und Verantwortlicher für den Datenschutz ist die DER FREITAG Mediengesellschaft mbH & Co. KG, Hegelplatz, 1 Berlin. Wir und die von uns beauftragten Dienstleister verarbeiten Ihren Namen und Ihre Anschrift zur Vertragserfüllung. Ferner verwenden wir Ihre E-Mail-Adresse zur Zusendung unseres wöchentlichen Newsletters und zur Bewerbung unserer Verlagsangebote. Sie können dieser Verwendung jederzeit widersprechen, ohne dass Ihnen hierfür andere als die Übermittlungskosten nach den Basistarifen entstehen. Unsere vollständige Datenschutzerklärung finden Sie unter www.freitag.de/datenschutz.

Ja, ich möchte auch telefonisch über Angebote des Freitag informiert werden (höchstens drei Kontaktaufnahmen im Jahr). Diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen.

Datum	<input checked="" type="checkbox"/> Unterschrift
-------	--

Coupon bitte senden an: **der Freitag, PF 11 04 67, 20404 Hamburg** **Jetzt sofort online sichern!** **Telefon:**
www.freitag.de/flexi **040 3007-3510**

DF19-522



FOTO: RA/ARTE/BERLINALE

Geträumt wird von einer Karriere als Frisör

Ob in Iran, in Nazikreisen oder im Land der Mafia: Das System ist dein Feind

Dabei gelingt Zaree, die bisher als Schauspielerin vor der Kamera stand, das seltene Kunststück eines zutiefst persönlichen Filmes, der nie die Grenzen des Intimen überschreitet. Die schonungslose Dokumentation der eigenen Zweifel und Kämpfe, das Sichtbarmachen der eigenen Ohnmacht ermöglichen ein Nachdenken über das geschilderte Schicksal hinaus: Was steht auf dem Spiel, wenn Menschen unterschiedlicher Generation keine Sprache miteinander finden? Sind die Jüngeren nicht in der Pflicht, zumindest den Versuch zu unternehmen, Fragen zu stellen?

Während sich *Selfie* und *Born in Evin* mit dokumentarischen Mitteln um Sichtbarmachung bemühen, geht es in *Skin* um das Verschwinden. Basierend auf einer wahren Geschichte, handelt der Film des israelischen Regisseurs Guy Nattiv von einem jungen Mann, der seine Vergangenheit loswerden will. Bryon (Jamie Bell) trägt sein Leben eingraviert auf dem Körper. Das symbolische Universum der White Supremacy, einer rassistischen Ideologie, die von einem weißen Amerika träumt, ergießt sich über sein Gesicht und seinen Körper. Stolz und für jeden sichtbar trägt er Runen und Keltenkreuze als Zeichen seiner Identität. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem ihn Zweifel befallen und jeder Blick in den Spiegel zu einer Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld wird. *Skin* ist das Porträt eines jungen Mannes, der rauswill aus der Welt, die ihn zu dem gemacht hat, der er ist. Wenn auch konventionell erzählt, verzichtet *Skin* darauf, seine Protagonisten in Opfer und Täterkategorien einzuordnen. Stattdessen wirft der Film Fragen auf: Muss man einem brutalen Rassisten vergeben können? Kann sich so jemand wirklich ändern? Wie viele Chancen hat er verdient?

Sosehr sich die Filme in ihren Themen und ihrer Machart unterscheiden, so sehr gleichen sie sich doch in dem Versuch, zu ergründen, wie sich Identität konstituiert, verändert und im Zweifel auch neu gefunden werden kann. Welche Rückschlüsse aus den unterschiedlichen Innenansichten gezogen werden können, das lassen sie zum Glück unbeantwortet.

Normalo ist ein anderer

Berlinale I Zwei Dokus und ein Spielfilm erzählen vom Versuch, die eigene Identität neu zu vermessen

■ Antonia Märzhäuser

Traiano, einen Stadtteil von Neapel, kennt in Italien jeder. Er ist zum Sinnbild dafür geworden, was passiert, wenn die Mafia immer mehr und der Staat immer weniger zu sagen hat. Für Pietro Orlando und Alessandro Antonelli, die Protagonisten aus Agostino Ferrentes Dokumentarfilm *Selfie*, ist Traiano vor allem eins: ihr Zuhause. 2014 wurde in diesem Zuhause ihr Freund Davide Bifulco getötet. Ein Polizist hatte den Jugendlichen bei einer Kontrolle von hinten erschossen. Ganz Neapel versank daraufhin in Unruhen. Nun ist *Selfie* aber weder ein Film über den Mord noch über den langen Schatten der Mafia geworden. Ferrente hat das möglicherweise Radikalste getan, was man als Filmemacher tun kann: Er hat die Kontrolle übers Filmen abgegeben.

In *Selfie* werden Alessandro und Pietro zu ihren eigenen Protagonisten. Mit jeweils einem Handy ausgestattet, beginnen die Freunde ihren Alltag zu filmen. Die Kamera ist dabei immer auf sie selbst gerichtet, wie ein allgegenwärtiger Spiegel. Wir begleiten sie mit dem Roller durch die neapolitanische Sommerhitze oder einfach nur beim Abhängen auf dem Sofa. Wir werden Zeuge einer zärtlichen Freundschaft und einer scheinbar ganz normalen Jugend. Umso schwerer wiegen die Momente, die daran erinnern, dass nichts in Traiano normal ist. Dass die sympathische Selbstironie der Protagonisten Schutz ist gegen eine Welt, die nicht viel für sie bereithält. „Mach dir keine Sorgen darum, wie du aussiehst, Frauen mögen Männer mit schönem Herzen“, tröstet Alessandro seinen Freund Pietro beim Mittagessen. Pietro träumt davon, Friseur zu werden, findet aber keinen Job. Nach dem Tod Davides hat er mit dem ungezügelt Essen begonnen.

„Bei dem Film mitzumachen, war für mich eine Art von Protest“, erklärte Pietro Orlando nach der zweiten Vorstellung des Films in Berlin. Der Protest, so Orlando weiter, richte sich gegen ein System, dem Menschen wie er, Menschen aus Traiano, egal seien.

Verständnis für den Rassisten?

Auch für den Debütfilm von Maryam Zaree spielt ein System die ausschlaggebende Rolle. Dieses System hat in dieser Woche seinen 40. Jahrestag gefeiert. Es ist das gleiche System, das Maryams Mutter und Vater Anfang der 80er Jahre ins Gefängnis gesperrt und schlussendlich ins Exil nach Deutschland gezwungen hat. Die islamische Republik Iran hat in den 80er Jahren Zehntausende politische Gegner einsperren und umbringen lassen. In *Born in Evin* wird das von der Frauenbewegung recycelte Motto der diesjährigen Berlinale, „Das

Private ist politisch“, zu mehr als nur einer Binsenweisheit. Die Revolution von damals reicht bis in die deutsche Gegenwart.

„Irgendetwas an meiner Geburt ist nicht privat“, so beginnt die 35-jährige Zaree ihren Film. Geboren, das hat die in Frankfurt aufgewachsene Zaree erst viel später erfahren, ist sie in Evin, dem bekanntesten Foltergefängnis Irans. *Born in Evin* ist das Dokument einer Suche. Nicht nach dem Geschehenen, sondern nach einer Form von Sprache für das, worüber Zaree mit ihrer Mutter, einer erfolgreichen Psychologin, bis heute nicht sprechen kann. Und so begibt sich die Tochter auf die Reise um die Welt, in der Hoffnung, dort Antworten auf ihre Fragen zu bekommen. Zu einer Tante, die sich noch an die Zellennummer ihrer Mutter erinnern kann, zu anderen Frauen, die die Haft überlebten und bis heute für die Aufarbeitung der Gräueltaten kämpfen, und zu Frauen ihrer Generation, deren Eltern nicht überlebten.

Gestank in Bildern

Berlinale II Fatih Akins Film über den Frauenmörder Honka ist eine Zumutung aus Gewalt, Kotze und Pisse

■ Jens Balkenborg

Die Filme von Fatih Akin stecken immer schon voller Wut. In *Kurz und schmerzlos* ist es die Wut gegen ein Milieu, aus dem es kein Rauskommen gibt, in *Gegen die Wand* gegen tradierte Konventionen. Und in *Aus dem Nichts*, dem vielleicht subjektivsten Film dieses stark subjektiv arbeitenden Regisseurs, ist es die Wut gegen den todbringenden rechtsradikalen Terror.

Mit *Der goldene Handschuh* hat Akin nun eine wütende Bestie von Film gedreht, und das im wahren Sinne des Wortes. Die Adaption des gefeierten Romans von Heinz Strunk lief im Wettbewerb der diesjährigen Berlinale und wurde dort kontrovers aufgenommen. Was, angesichts des Stoffes, auch zu erwarten war. Schließlich taucht Strunk in seinem Buch ins Hamburg der 70er Jahre ein und erzählt die auf Tatsachen basierende Geschichte des brutalen Frauenmörders Fritz Honka. Auch „eintauchen“ ist hier wörtlich zu nehmen, denn wie Strunk mit zotiger Sprache den Ekel und den Gestank, von dem seine Geschichte nur so wimmelt, das Milieu überhaupt zum Leben erweckt, hat etwas Immersives.

Akin gelingt der Transfer dieser Welt weitestgehend, sein Film ist Gestank in Bildern. Der Geruch von Rauch, Sauferei, Kot-

ze und Pisse macht sich langsam im Kinosaal breit, wenn wir bei Honka zu Hause sind oder im Goldenen Handschuh, der Stammkneipe des Alkoholikers. Da hängen sie herum, Soldaten-Norbert („Ich könnt' schon wieder Fotzen fressen wie Kartoffelsalat!“), Tampon-Günther und wie sie alle heißen, und saufen literweise Doornkaat in der dicken Luft der 24-Stunden-Kneipe. Sie brüllen und fluchen in Hamburger Dialekt und lassen sich dabei von Schlagern wie Heintjes *Du sollst nicht weinen* einlullen.

Eine Insel der Gestrandeten mitten auf dem Hamburger Kiez, auf die Akin, wie Strunk, nicht herabblickt, die auch nicht verkitscht wird. Sozialromantik jedenfalls sieht anders aus. Dass Akin das Personal des Handschuhs teils mit tarantinesken Stilisierungen vorstellt, erscheint als unnötige Spielerei.

Konsequent ist Akin hingegen bei der Zeichnung des Fritz Honka. Jede auch noch so kleine Menschlichkeit, die bei Strunk noch leise mitweht, fehlt bei Akin. Der Regisseur versucht nicht einmal, den Mörder zu verstehen. „Der war einfach krank“, erklärte er im Interview. Sein Film will auch

Als Erholung vom Sägen legt der Mörder Adamos „Es geht eine Träne auf Reisen“ auf

nicht ansatzweise objektives Psychogramm eines Gestörten sein, sondern bildgewordene Verstörung. Was vorher immer Figuren galt, mit denen der Regisseur sich zumindest teilweise identifizieren konnte, fließt hier nun in das Böse: Die akinsche Wut generiert eine kaputte, alkoholranke, animalisch-triebgesteuerte Bestie.

Und das tut in fast jeder Sekunde weh, in der Jonas Dassler als Fritz „Fiete“ Honka im Bild ist, und ist, wenn der Schänder zur Tat schreitet, kaum zu ertragen. Der Film beginnt gleich mit dem Grauen, wenn Honka sich einer Frauenleiche zu entledigen versucht. Die Tote wird die Treppe hinunter und wieder hochgeschleppt, dann ein ekeliges Knallen, als das leblose Fleisch auf dem Wohnzimmerfußboden landet. Honka setzt die Säge an. Man sieht das nicht im Detail, aber die Sägegeräusche alleine sind widerwärtig genug. Und das will nicht enden, zwischendurch macht der Gestörte eine Schnappspause und legt Adamos *Es geht eine Träne auf Reisen* auf.

Es werden noch weitere Gewaltexzesse in der Dachgeschosswohnung folgen. Eingefangen in meist langen Einstellungen, stranguliert Honka gebrochene Frauen, die er aus dem Handschuh nach Hause schleppt, und penetriert sie mit Kochlöffeln und Knackwürsten. Dassler humpelt buckelig mit Vergewaltigerbrille, verrücktem Blick und fettigem Haar als Quasimodo vom Kiez durch die Szenerie. Was hart an der Überzeichnung schrammt, ist dennoch über die Maßen eindrücklich. Gerade weil man das eigentlich nicht sehen möchte. *Der goldene Handschuh* ist eine Zumutung ohne empathischen Anker, kontroverses Kino, das nicht kaltlassen kann.

ANZEIGE

freitag.de
Film der Woche

NACH DEM AUTOBIOGRAFISCHEN MEISTERWERK VON ROMAIN GARY

CHARLOTTE GAINSBOURG PIERRE NINEY

FRÜHES VERSPRECHEN
EIN FILM VON ERIC BARBIER

AB 7. FEBRUAR 2019 IM KINO

WWW.FRÜHES-VERSPRECHEN.DE FB/FRUEHESVERSPRECHENFILM



Hegelplatz 1
Michael Angele

Im Dichtestress: Unsere Redaktion ist die Schweiz Berlins

Bei uns hier am Hegelplatz ist es etwas eng. Ist jetzt nicht schlimm, muss keiner stehen, der das nicht will, aber ich kann verstehen, dass der eine oder andere gerne ein wenig mehr Platz hätte. In der Schweiz, wo ich herkomme, spricht man in diesem Zusammenhang von „Dichtestress“. Im Schweizer Mittelland geht es im Grunde genommen zu wie in einer verschärften Variante des Hegelplatzes. Kaum trittst du aus deinem Haus, stehst du vor dem Haus deines Nachbarn, der dir ein überfreundliches „Sali. Bi grad uf em Sprung!“ zuruft, aus der durchaus realen, weil quasi physikalisch bedingten Angst, du könntest ihm zu nahe treten.

Und wenn du nicht vor dem nächsten Haus stehst, stehst du vor dem nächsten Hügel, denn der Dichtestress ist der Schweiz gleichsam in die Landschaft eingeschrieben. Das ist der Grund, warum so viele Schweizer auf der nordfriesischen Insel Amrum Urlaub machen: Wenigstens einmal im Jahr brauchen sie das Gefühl von Weite, und es hat sich herumgesprochen, dass sich dieses Gefühl nirgendwo besser einstellt als auf dem Kniepsand im Norden der Insel, wo entsprechend die (relative) Dichte an Schweizern am höchsten ist. Man kann diese Sehnsucht verstehen: In der Schweiz wird jedes Jahr eine Fläche in der Größe von rund 2.700 Fußballfeldern überbaut. Und das in einem Land, das nicht viel größer als Belgien ist. Dennoch hat letztes Wochenende in einer Art Stockholm-Syndrom eine große Mehrheit der Bevölkerung eine Volksinitiative der Jungen Grünen abgelehnt, die der Zubetonierung und Zersiedelung Einhalt gebieten wollte. Neue Bauzonen sollten nur dann noch geschaffen werden dürfen, wenn anderswo eine Zone aufgehoben wird. Zwei Drittel des Stimmvolks waren gegen diesen Vorstoß. Nun kann man sagen: Wird halt das Mittelland zugebaut. Eine einzige „Agglo“ von Genf bis Romanshorn. Und vielleicht – so in der progressiven Utopie – wird aus der Agglomeration sogar mal Stadt, wenn endlich die Vorbehalte gegen Hochhäuser aufgehoben werden, und zur Erholung geht es dann in die Berge. Warum auch nicht? Aber da droht nun neues Ungemach. Und nun müssen auch die deutschen Leser aufhorchen, jedenfalls die, die gerne in diesen Bergen Urlaub machen. Nicht vom Tisch sind nämlich Pläne zur Umnutzung der rund 400.000 Ställe und Maisensäße, die man wahlweise mit Heidi oder auch einer unentfremdeten alpinen Landwirtschaft assoziieren kann. Künftig schaut der Tourist dann also womöglich aus seinem umfunktionierten Maisensäß auf einen anderen Touristen, der aus seinem umfunktionierten Maisensäß schaut. Und das ist dann auch nicht so anders als hier in Berlin, wo der eine aus dem Hostel auf den anderen in seinem Hostel blickt.



Self-fulfilling selfie

Unten ohne

Jede Woche posten wir auf freitag.de, Facebook, Instagram und Twitter ein Foto, für das wir eine Bildunterschrift suchen. Die aktuelle kommt von [@MischaLenzi](https://twitter.com/MischaLenzi) via Twitter. Danke schön!

Der Kommunismus ist ...?

Lars Eidinger weint über die Gestaltung der deutschen Einheit und wäre gern Eugen Drewermann

Am vergangenen Samstag hat der Schauspieler Lars Eidinger (geb. 1976 in West-Berlin) noch auf der 10-Jahre-neuer-Freitag-Party Platten aufgelegt. Und jetzt beantwortet er unsere Fragen.

Was mögen Sie an Angela Merkel?
Ihre Asylpolitik.
Welches Buch haben Sie zuletzt nicht zu Ende gelesen?
Das letzte Drehbuch, das mir angeboten wurde.
Welchen linken Politiker, welche linke Politikerin bewundern Sie?
Rudi Dutschke.
Würden Sie gerne öfter Fahrrad fahren?
Fahre fast täglich.
Welches Auto gefällt Ihnen am besten?
BMW i3.
Zahlen Sie eigentlich gern GEZ-Gebühren?
Nein.
Welche Drogen sollten Ihrer Meinung nach legalisiert werden?
Keine.
Halten Sie es für möglich, dass die ganze Welt eine Fiktion ist?
Ich unterscheide nicht zwischen Realität und Fiktion. Beides ist Wirklichkeit.
Darf man in Ihrem Schlafzimmer rauchen?
Man darf nur träumen, dass man wieder mit dem Rauchen ange-

fangen hat, und sich dann freuen, dass es nur ein Traum war.
Wer oder was hätten Sie gerne sein mögen?
Eugen Drewermann.
Ihr Leben wird verfilmt. Welcher Schauspieler sollte das tun?
Charlotte Gainsbourg.
Sollte das generische Maskulinum abgeschafft werden?
Geschlechtsunterscheidungen sollten abgeschafft werden. Das höchste Ideal ist die Eingeschlechtlichkeit.
Haben Sie ein Zeitungsabo?
Nein.
Wie viele Apps sind auf Ihrem Smartphone?
87.
Und welche benutzen Sie am meisten?
Instagram.
Offene Grenzen sind ...?
selbstverständlich.
Ist die Lüge ein legitimes Mittel in der Politik?
Die Lüge ist der Grund allen Übels.
Sollte man Gehälter öffentlich machen?
Ja.
Der Kommunismus ist ...?
vernünftig, jeder versteht ihn. Er ist leicht. Du bist doch kein Ausbeuter, du kannst ihn begreifen. Er ist gut für dich, erkundige dich nach ihm. Die Dummköpfe nennen ihn dumm, und die Schmutzigen nennen ihn schmutzig. Er ist gegen den Schmutz und gegen die Dummheit. Die Ausbeuter nennen

ihn ein Verbrechen. Aber wir wissen: Er ist das Ende der Verbrechen. Er ist keine Tollheit. Er ist nicht das Chaos, sondern die Ordnung. Er ist das Einfache, das schwer zu machen ist.
Welchen Song würden Sie auf die einsame Insel mitnehmen?
Wann strahlst Du? von Jaques Palminger und Erobique.
Toskana oder Krim?
Toskana.
Sushi oder Schnitzel?
Kann mich nicht entscheiden.
Haben Sie geweint, als die Berliner Mauer fiel?

Ich weine darüber, mit welchem traurigem Selbstverständnis sich der Westen den Osten einverleibt und ihm sein Wertesystem übergestülpt hat und wie widerstandslos sich der Osten das hat gefallen lassen.
Welche Verschwörungstheorie halten Sie für wahr?
Dass nach dem Tod nichts kommt.
Kaufen Sie bei Amazon?
Nein.
Ihre Lieblingsgewerkschaft?
Keine.
Waren Sie schon mal auf einer Demonstration?

Ja.
Haben Sie Aktien?
Nein.
Wo haben Sie zuletzt Urlaub gemacht?
Auf einer französischen Insel im Atlantik.
Welchen Rat würden Sie der SPD-Parteivorsitzenden geben?
Abschaffung der privaten Krankenversicherung zugunsten einer Bürgerversicherung.
Haben Sie schon einmal einen Abend mit einem Flüchtling verbracht?
Ja.
Sind einige Ihrer besten Freunde Muslime?
Die Besitzer meines Stammcafés.
Wem würden Sie das Bundesverdienstkreuz geben?
Prof. Dr. med. Michael Hübler.
Ihr Lieblingsfilm?
Lars von Triers *Antichrist*.
Ihr Lieblingsmaler?
André Butzer.
Welche Ausstellung haben Sie zuletzt besucht?
Wildnis in der Schirn Kunsthalle in Frankfurt.
Jan Fleischhauer oder Margarete Stokowski?
Ich lese den *Spiegel* nicht.
Ihr Lieblingsjournalist?
Keiner.
Kaufen Sie im Bio-Laden?
Ja.
Wo ist Ihr Zuhause?
Bei meiner Frau und meiner Tochter.
Wie möchten Sie sterben?
In der Zukunft.

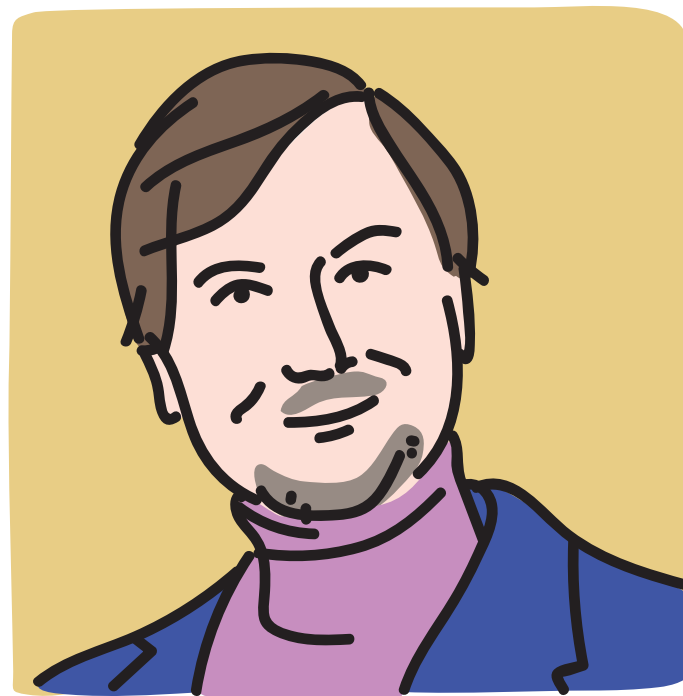


ILLUSTRATION: SUSANN MASSUTE

Impressum

Verleger Jakob Augstein
Chefredaktion Jakob Augstein (V.i.S.d.P.), Michael Angele
Verantwortliche Redakteure Christine Käppeler (Kultur), Jan J. Kosok (Online), Sebastian Puschner (Politik)
Textchef Klaus Ungerer (FM*)
CvD Marco Rüscher
Redaktion Leander Badura (FM), Christian Baron, Ulrike Baureithel (FM), Pepe Egger (FM), Mladen Gladić, Lutz Herden, Michael

Jäger (FM), Elsa Koester, Benjamin Knödler, Maxi Leinkauf, Martina Mescher, Katharina Schmitz, Barbara Schweizerhof (FM)
Gestaltung Lisa Kolbe (Art Direktion), Gabor Farkasch, Felix Velasco (Grafik), Niklas Rock, Kevin Mertens (Bild)
Redaktionelle Übersetzer Holger Hutt, Carola Torti
Redaktionsassistentin Jutta Zeise
Hospitant Paul Simon

Verlag und Redaktion der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0 www.freitag.de
Geschäftsführung Jakob Augstein, Dr. Christiane Düts
Beratung Prof. Christoph Meier-Siem
Verlagsleitung Nina Mayrhofer

Anzeigen Johann Plank (Leitung) (johann.plank@freitag.de), Diana Gevers (diana.gevers@freitag.de), Alexander Kursawe (alexander.kursawe@freitag.de)
Marketing & Vertrieb Franziska Liebchen (Leitung) (franziska.liebchen@freitag.de), Oda Hassepass (oda.hassepass@freitag.de), Barbara Herzog (barbara.herzog@freitag.de)

Boris Kunofski (boris.kunofski@freitag.de), Madeleine Richter (madeleine.richter@freitag.de)
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit Nina Mayrhofer presse@freitag.de
* = Freie/r Mitarbeiter/in
Der Freitag verpflichtet sich dem Code of Fairness der Freischreiber – Berufsverband freier Journalistinnen und Journalisten

Jahresbezugspreis € 196,35
Ermäßigter Bezugspreis für Schüler, Studenten, Auszubildende und Rentner: € 150,45
Im Ausland: € 244,80
jeweils inkl. Zustellung
Aboverwaltung QS Quality Service GmbH
Telefon Kundenservice (040) 3007-3510
Fax Kundenservice (040) 3007 85 7044
E-Mail: service@abo.freitag.de

Service-Zeiten
Mo – Fr 8 bis 19 Uhr,
Sa 10 bis 16 Uhr
Der Freitag,
Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg
Konto für Abozahlungen:
Der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG,
IBAN DE39 1005 0000 0013 5050 50
Nationalvertrieb
stella distribution GmbH
Frankenstrasse 5, 20097 Hamburg

IT- und Redaktionstechnik
Heldisch network GmbH
Druck BVZ Berliner Zeitungsdruck, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, www.berliner-zeitungsdruck.de
Papier 100 % Recycling, trägt den Blauen Engel, produziert in Schwedt an der Oder, gedruckt in Berlin
Gesetzt in TheAntiquaF von Lucas de Groot, www.lucasfonts.com
ISSN 0945-2095

der Freitag Kultur+



FOTO: ARNO DECLAIR

Zosch! So wie das Perlglas, gut eingekorkt in seiner Flasche, wartet stets und überall das Verdrängte auf seine Wiederkehr

Gemetzels oder Edward Albees Zerfleischungsdrama *Wer hat Angst vor Virginia Woolf...?* lässt auch in diesem Setting der übermäßige Konsum von Spirituosen, befindlich auf einem überdimensionierten Barwagen, im Laufe einer Nacht alte und verdrängte Wunden aufquellen – am Ende fließt Blut am Kleid von Martha (Patrycia Ziolkowska) herab.

Wie nach einem Requiem

Auslöser für das Mittelschichtsdrama ist der Besuch eines alten Studienfreundes im Hause Hoffmann. In dessen Spiegel entlarvt sich der verdorbene Charakter des schillernden Unternehmers Thomas. Um seiner verkorksten Ehe zu entfliehen, flüchtet sich derweil sein Schwiegervater in eine Sautour. Gipfeln wird die Tragödie in einer Fehlgeburt, die seine hochdepressive Tochter Martha am Ende erleidet. Begleitet wird das Drama von einem Cellisten und einer Sängerin (Alina Huppertz), welche mit ihren elegischen Liedern jenseits des galligen Sarkasmus der Figuren eine dunkle Atmosphäre hervorruft. Als Verkörperung „der Krankheit“ der Familie ist sie zuletzt selbst im sich verfinsternden Bühnengeschehen präsent. Woran wir teilhaben, ist Archaik pur. Vontobel setzt ganz auf minimalistische Requisite, allein die inneren Kämpfe der Figuren sollen sich entfalten. So entsteht intensives Regietheater, das derart unter die Haut geht, dass es noch Tage danach in uns nachbebt.

Palmetshofer gelingt es dabei, Hauptmanns Figuren in die Gegenwart zu holen, den Sprachduktus der Jetztzeit anzupassen. Oder, anders als im Original, den Frauen Martha und Helene eine starke Stimme zu geben. Dagegen wurden zentrale Monologe unverändert übernommen. Gerade dieser Kontrast zusammen mit überragenden Schauspielern wirkt hyperauthentisch und unmittelbar. Ein eskalierender Disput zwischen Marthas Mann Thomas und dem Besucher Alfred, seinerseits Journalist einer linken Wochenzeitung, markiert einen solchen Höhepunkt. Nachdem sich Ersterer darin bald schon als misanthropischer „Geschichtenerzähler“ der neuen Rechten zu erkennen gibt, äußert sich der Journalist besorgt über die Polarisierung der Bevölkerung: „Wir driften auseinander“, lautet dessen zweifelsohne auf den erstarkenden Rechtspopulismus bezogene Analyse.

Am Ende lässt Vontobel keine falschen Hoffnungen aufkommen. Die Beklemmung ist unmittelbar spürbar. Wie nach einem Requiem merkt man dem Applaus die Verstörung an, die diese Inszenierung ausgelöst hat. Selbst die Schauspieler wirken bei den Verneigungen irgendwie benommen. Jenes echte drastische Pathos ist der Ernsthaftigkeit unserer gegenwärtigen Lage angemessen. Man erschauert über dieses Theater, das so ganz Realwelt geworden ist.

Vor Sonnenaufgang Roger Vontobel (Regie), nach Gerhart Hauptmann von Ewald Palmetshofer, Schauspielhaus Frankfurt

Komm, lass uns beben

Verstörend Bei Regisseur Roger Vontobel triumphiert Klassiker Gerhart Hauptmann als Gegenwartsautor

■ Björn Hayer

Die großen Klassiker, in denen es um alles oder nichts geht, sind seine Passion. Mit Schiller, Büchner und Ibsen eroberte Roger Vontobel in den letzten Jahren die deutschsprachigen Bühnen. Ihre Werke seien, wie der Regisseur in einem Gespräch äußert, stets eine „Entdeckungsreise“. Gleich einem Archäologen müsse man in ihnen „graben und Schichten freilegen“. Zu den Verdiensten des 1977 in Zürich geborenen Schweizer zählt, dass er den Rahmen der kanonischen Dramen nie überstrapaziert. Nichts ist ihm ferner

als modernistische Effekthascherei oder Pseudoavantgardismus. „Überhaupt mag ich nicht, wenn etwas plakativ wird. Man erweckt dann den Eindruck, als hätte man einfache Antworten, ich jedenfalls will keine Antworten geben.“ Stattdessen gelte es, Fragen zu stellen, an den Text und an das Publikum. Und dies in einer zumeist zeitlosen Aufführungspraxis.

Im Fokus steht immer wieder das Urmenschliche, die Dynamik von Affekten, die sich in Wut, Gier oder Liebe und Leidenschaft niederschlägt. Wie schnell dabei das Gebäude der Zivilisation einstürzen kann, zeigte Vontobel etwa in seiner letztjährigen Inszenierung auf den Nibelungenfestspielen. Die maßlose Rache des

Hunnenkönigs Etzel wird durch langsam aus dem Bühnenboden hervortretendes Blut gezeigt – begleitet von archaischem Kehlengesang.

Nun nimmt sich der Regisseur eines Dramatikers an, der seit einiger Zeit wieder verstärkt Aufmerksamkeit durch die Theatermacher erfährt. Die Rede ist von Gerhart Hauptmann, dem Großmeister des deutschen Naturalismus, dem Kartografen der schonungslosen Wirklichkeit, an dem sich um 1900 verschiedene Bewegungen, angefangen bei den Ästhetizisten wie George bis hin zu den Symbolisten wie Rilke, direkt oder indirekt abarbeiten sollten. Lange war der in 1862 geborene Gastwirtssohn aus dem schlesischen Salzbrunn eher verpönt,

auch wegen seiner zwielichtigen Haltung zum Naziregime. Was begründet also seine Renaissance? In Vontobels Inszenierung des Stücks *Vor Sonnenaufgang*, dem eine großartige Bearbeitung durch Ewald Palmetshofer zugrunde liegt, lässt sich schnell eine Antwort finden. Es ist die radikale Darstellung dysfunktionaler Konstellationen, das Durchdringen der bürgerlichen Fassade, hinter der Lebenslügen, Depression, ja, sämtliche Abgründe der Existenz hervortreten.

Eingefasst von monochrom grauen Wänden führt auf der Bühne des Frankfurter Schauspielhauses eine zum Fluchtpunkt schmaler werdende Holztreppe steil nach oben. Ähnlich Yasmina Rezas *Der Gott des*

ANZEIGE

Berliner Festspiele – HAUS DER BERLINER FESTSPIELE – HAUS DER BERLINER FESTSPIELE – HAUS DER BERLINER FESTSPIELE – HAUS DER BERLINER FESTSPIELE

IMMERSION

PALAST DER KUNST, DISKURS & PARLAMENT

REPUBLIC

mit Susan Buck-Morss, CHEAP, Naika Foroutan, Alexander Giesche, Ulrike Guérot, Trajal Harrell, Bénédicte Savoy, Bernhard Schlink, s t a r g a z e, Gabriele Stötzer, Yanis Varoufakis u.a.

8.3.–10.3.19

Haus der Berliner Festspiele
Schaperstraße 24, 10719 Berlin

freitag.de
Event der Woche

picture allmedia, Foto: Martin Schütt



Wer sind wir, ey? Mann, Frau, irgendwas dazwischen, alles auf einmal? Übelst nasty sind wir auf jeden Fall

FOTO: BERNHARD WEIS

Fuck the Brecht away

Sieben Todsünden Der ewige Bertolt und sein Kurt Weill treffen am Stuttgarter Schauspiel auf die Elektroclash-Ikone Peaches. Aber warum?

■ **Antonia Munding**

Sie singt „I've got light in places, you didn't know it could shine“ (Ich leuchte, wo du nicht wusstest, dass ich leuchten kann) und schüttelt wild zu eckigen Beats – ganz Punk-Artemis-like – die fünf Silikonbrüste an ihrem Latexsuit. Endlich, nach knapp 40 Minuten gesitteter Brecht/Weill-

Performance hat die kanadische Elektroclash-Ikone Peaches die Bühne des Stuttgarter Schauspiels vollständig gekapert. Harsch und unbedingt jongliert sie mit Insignien der Pornindustrie, zerrt sie lustvoll ins Absurde – dirigiert tanzende Plüsch-Vaginas, kriecht in einen riesigen Dildo, schwebt vom Bühnenhimmel herab, thront als queere Hohepriesterin, während Josephine Köhler und der Tänzer Louis Stiens ihre in Plastikpants gezwängten Körper im Stroboskop-

licht recken. Auseinanderklaffende Beinpaare rücken das Geschlecht – hier mit extra Reflektoren beklebt – in den Fokus: Was sind wir denn – Frau, Mann, irgendetwas dazwischen? Kurz zuvor hat Peaches noch als Anna I in Brechts *Sieben Todsünden* distanziert die Verhältnisse angeprangert, nun bohrt sie so richtig tief hinein in unsere hyperkapitalistische Gesellschaft.

Seit mehr als zwanzig Jahren bringt Peaches mit Penisattrappen und Schamhaartoupetts den Gender-Diskurs auf Hochtönen. In Stuttgart antwortet sie jetzt auf Bertolt Brechts und Kurt Weills *ballet chanté* – das als Koproduktion mit dem Choreografen Georges Balanchine 1933 in Paris uraufgeführt wurde – mit einer eigenen Version: Sie deutet die *sieben Todsünden* in hemungslose Sex-Bekanntnisse um, Hauptsache nasty, versaut, wobei Geschlecht, Position, Rasse und Klasse anarchisch durcheinanderpurzeln.

Vermöbeln, ermüden

Den selbst erarbeiteten Höhepunkt („stargasm“) feiert sie als Sprengsatz des (heterosexuellen) Systems und fordert die radikale sexuelle Freiheit als Ausdruck emanzipierter Diversität. Ihre wichtigste Zutat dabei: Selbstironie: „So much beauty coming out of my ass“ (so viel Schönheit kommt aus meinem Hintern). Ihre Songs konterkarieren die furchteinflößende Sündenlitanei des Katholizismus, die ihr wie Titel vorangestellt werden. So setzt Peaches anstelle der Wollust ihren legendären Song *Fuck the pain away* und deutet die Faulheit frech mit einem Stellungswechsel um: „Dig in the air“ – Streck den Schwanz in die Luft, bleib einfach auf dem Rücken liegen.

Funktioniert das? Ist das nicht zu simpel für ein erstes ambitioniertes Gemeinschaftsprojekt von Oper, Ballett und Schauspiel am Stuttgarter Theater nach 23 Jahren? Ist diese Verquickung von Geschlechter- und Kapitalismuskritik nicht ziemlich an den (Scham-)Haaren herbeigezogen? Anna-Sophie Mahler ankert bei Brecht selbst. Der verpackt in den *Sieben Todsünden* seine Kritik am System in ein weibliches Martyrium. Anna wird von ihrer Familie auf den Strich geschickt, damit diese sich ein Haus leisten kann. Brecht und Weill konzipierten die Familie als reines Männerquartett. Die Verurteilung des weißen heterosexuellen Systems, sie steckt also bereits im Original. (Ob die weißen Heteros Brecht und Weill sich dessen bewusst waren?) Und die Frisur –

oben wie unten – ist Politikum. Peaches' platinblonder Undercut wird daher zum Markenzeichen aller Darstellerinnen.

Zunächst aber – bevor Peaches mit ihrer schrillen One-Woman-Show die Stuttgarter Bühne verhext und ihren Hintern über die ersten Reihen schwingt, um auf einem Abonnentenschoß in Schockstarre Platz zu nehmen – beginnt der Abend sehr geradlinig. Anstatt Annas Leidensweg in unterschiedlichen Stationen zu bebildern, inszeniert Mahler ihn mit sieben K.-o.-Runden in einem Boxring. Der bereits bei Brecht gespaltenen Hauptfigur werden zwei weitere Alter Egos hinzugefügt. Peaches gibt – brav im cremefarbenen Hosenanzug – mit kühlem Ton von der Seite die Erzählerin Anna I. Erstaunlich, wie ihr selbst Weills sprödschräger, dann wieder herrlich süffiger Hollywoodsound liegt, den das Stuttgarter Staatsorchester unter Stefan Schreiber mit viel Verve und Genauigkeit kreiert. Unterstützt wird sie von Melinda Witham als schweigender Doppelgängerin. Und im Ring boxen Josephine Köhler und Louis Stiens als Anna II ihren Kampf ums emanzipierte Selbst. Wie virtuos sie sich als Peaches-Kopien gegenseitig vermöbeln, ist für eine Weile hübsch anzusehen, ermüdet dann aber. Erfrischend hingegen sind die Eingriffe des Familienclans, den Anne-Sophie Mahler als brutalen Ringrichter ganz im Style der 1930er Jahre zeigt: in Hosenträger, Fliege und mit Pomade-Scheitel. Das differenziert und keck singende Männerquartett (Elliott Carlton Hines, Gergely Németi, Christopher Sokolowski und Florian Spiess) versetzt dem Geschehen nicht nur sängerisch wichtige Impulse: Die sechste Runde gerät zu einem Schattenboxen von expressionistischer Stummfilmqualität. Vom Schnürboden fällt ein Gazevorhang, hinter dem, nach einem Lichtwechsel, Finger, Beine und Schuhe zu überdimensionierten Folterinstrumenten wachsen, die Anna II langsam zerquetschen.

Hoppla, jetzt sitzt sie auf eines Abonnentenschoß, wie kess!

Josephine Köhler, die nach dem Epilog wie eine ausrangierte Puppe im Ring hängt, hat nun die schwierige Aufgabe, den Spagat zur Peaches-Show zu schaffen, die Mahler als gegenwärtige Fortsetzung zu Brechts Lehrstück verstanden haben will. Köhler spricht vom Proletariat der Frauen, von den schlecht gefickten, ausrangierten, die nicht im Licht stehen, aber auch von Männern, die nicht zum Helden und Beschützer taugen. Der Text aus Virgine Despenntes' *King Kong Theorie* ist keine große Literatur, eher ein Pamphlet, doch Köhler findet einen beißenden Ton, der diesen Monolog zu einem guten Theatermoment macht. Ob er dramaturgisch wichtig ist, sei dahingestellt. Dann entschwindet die Boxarena in den Bühnenhimmel und Peaches senkt sich wie eine Gottesanbeterin herab.

Selten war der Tod so mickrig

Dass in ihrer Show noch einmal das gesamte Personal des Brecht-Teils antanzen darf, täuscht nicht darüber hinweg, dass die Teile nicht wirklich schlüssig miteinander verbunden sind. Und genau das wirft die Frage auf, warum spartenübergreifend, wenn's keine zwingende Idee gibt, die unterschiedlichen Künste miteinander zu verzahnen? Was als große Versprechung in den Raum getragen wurde, löst sich leider nicht ein. Am härtesten trifft dies auf den Schlussteil zu. Sphärische Streicherklänge werden immer wieder durch ein schrilles Trompetensolo zerrissen, doch die dissonanten Holzbläser finden keine klare Antwort: zu Charles Ives' *Unanswered Question* schreitet Melinda Witham, die man schon zu John Crankos Zeiten in den 1970ern auf der Bühne sah, den Raum ertastend, aufnehmend, mit brüchigen Gesten immer weiter ins Bühneninnere, bis sie im gleißenden Scheinwerferlicht verschwindet. Es ist Withams letzte Produktion. Doch nach der so übermächtigen Peaches wirkt dieser zarte und leise Abschied, der Ausblick auf Altern und Tod, nicht poetisch offen, sondern leider nur seltsam mickrig.

Antonia Munding ist Theaterenthusiastin, als freie Autorin arbeitet sie unter anderem für den Deutschlandfunk und *Oper! das Magazin*

Sieben Todsünden Ballett mit Gesang von Kurt Weill, Text von Bertolt Brecht / Live Testimonial by Peaches, *Anna-Sophie Mahler* (Regie), Schauspiel Stuttgart

ANZEIGE

NORBERT SCHWONTKOWSKI
DIE VON DA
22. JANUAR – 7. MÄRZ 2019
CONTEMPORARY FINE ARTS
GROLMANSTRASSE 32/33
BERLIN – CHARLOTTENBURG
WWW.CFA-BERLIN.COM

Pottes Haus

Händel Die Bochumer Symphoniker werden 100 Jahre alt. Zum Geburtstag kommt der Messias

■ **Hanns Küster**

Tief im Westen gibt es was zu feiern. Gleich zwei bedeutende Kulturinstitutionen in Bochum feiern Geburtstag: Das Schauspielhaus und die Symphoniker werden 100 Jahre alt. Beide verbindet viel, war doch das Stadtorchester einst zur Unterstützung des Theaterbetriebs gegründet worden. Doch wie so oft verläuft die gemeinsame Historie nicht parallel, sondern scheinbar gegenläufig. Während das Schauspielhaus mit dem neuen Intendanten Johan Simons furios in die Saison startete, stehen die BoSys vor einem großen Umbruch. Der langjährige Generalmusikdirektor Steven Sloane hat seinen Abschied bekannt gegeben, spätestens im Sommer 2020 muss ein Nachfolger vor Ort sein.

So hat schon zum Jubiläumskonzert im Februar – es gab Georg Friedrich Händels *Messiah* – nicht derjenige am Pult gestanden, den man in Bochum vor mehr als zwanzig Jahren wie einen Erlöser begrüßt hatte. Sloane, der dem kulturellen Leben der Stadt seitdem ein Gesicht gibt, hat den feierlichen Akt seinem musikalischen Assistenten John Lidfors überlassen. Zur Unterstützung hatte man sich Gäste ins Anneliese-Brost-Musikforum Ruhr eingeladen. Mitglieder des Sheffield Philharmonic Chorus ergänzten das Ensemble des Abends. Aber nicht nur die Intonation des englischen Textes sollte geschärft werden. Sheffield und Bochum, einst als Partnerstädte im Pulsschlag aus Stahl vereint, finden regelmäßig musikalisch zueinander, selbst in Zeiten, da der Brexit die gemeinsame Sonne verstaubt.

John Lidfors gibt dem Konzert einen beschwingten Auftakt. Schon in der *Symphony* – dem zauberhaften Vorspiel zum *Messiah* – spürt er Händels Sinn für schöne Töne nach. Mit kleinen Gesten gibt er dem Orchester Raum für das barocke Klangbild. Tenor Colin Balzer weiß das zu nutzen und setzt mit *Comfort ye* schon zu Beginn ein gesangliches Ausrufezeichen. Der so gependete Trost weckt Erwartungen, und die Solisten des Abends meistern ihre Sache souverän. Franziska Gottwalds Alt ist maßgeschneidert für Händels Melos. Ihre

Arie *O thou that tellest good tidings* ist ein musikalisches Kirchenfenster. Dabei behält sie etwas Archaisches im Ausdruck: Nie wird die mythische Erzählung allzu süßlich verklärt.

Blickfang des Baus ist neogotisch: ein umgenutztes Kirchenschiff

Der Komponist Händel weiß gut, was sein Publikum hören möchte. Dem weltlichen Körper des *Messiah* im Gewand des geistlichen Oratoriums verleiht er Esprit durch schillerndes Glasperlenspiel. Siri Karoline Thornhill – an diesem Abend für die ganz hohen Töne zuständig – lässt Sechzehntelkoloraturen blitzen. Die Arie *Rejoice greatly, o daughter of Zion* ist ein Beispiel dafür, was Händels Librettist Charles Jennens mit „Grand Musical Entertainment“ gemeint hat. Nur noch Geister der Erinnerung sind die Koloraturen allerdings, wenn die Sopranistin im schönsten Moment des Konzerts in ihrer vorletzten Arie die Überzeugung zum Ausdruck bringt, dass der Messias doch eigentlich Teil dessen ist, was wir selber sind: „I know that my Redeemer liveth.“

Dramaturgisch geschickt resultiert dieses kontemplative, nach innen gekehrte Stück aus dem musikalischen Höhepunkt. *Hallelujah!* ist das offene, unaufhaltsame Bekenntnis zu Gott. Das wissen – wie schon zuvor der Händel-Bewunderer Mozart – auch John Lidfors und die Mitglieder der unwiderstehlichen Chöre. Come and rock me, Georg-Friedrich!

In Bochum wird Händels Oratorium aber nicht zur Nummernrevue. Einen großen Anteil daran hat Bassist Tobias Berndt. Sein Klang trägt den Spannungsbogen über die gesamte Aufführungsdauer. In den Rezitativen und in den Arien, wie dem



Ein Konzerthaus für Heimspiele – mitnichten nur Zweckbau für die Champions League der Klassik

magischen *Behold, I tell you a mystery*, rahmt er das Klangbild des *Messiah* ein. Am Ende stehen alle und feiern das Orchester, die Chöre, die Solisten, den Dirigenten und ein bisschen auch das Drumherum – wie es bei Jubiläen eben so ist.

Wo das Herz noch zählt

Händels *Messiah*, so sagen einige, sei nicht für die Kirche, sondern für das Konzerthaus komponiert. In Bochum ergibt das keinen Konflikt. Zwar lässt sich darüber streiten, ob die Musik nun spirituellen oder weltlichen Charakters sei, aber der Aufführungsort trägt beiden Betrachtungsweisen Rechnung. Das Musikforum ist nach langen Jahren der Planung und der Ungewissheit an gewissermaßen sakralem Ort entstanden. Herzstück und Blickfang des modernen Klinkerbaus ist ein neogotisches Kirchenschiff samt Turm. Mitten in der Innenstadt hatte St. Marien lange leer

gestanden, war entweiht und mochte für diejenigen, die den Stern des Abendlands im Sinken begriffen sehen, als Symbol für alles gestanden haben, was falsch läuft im Revier und sonst wo auf der Welt. Sie dient heute – aufwendig renoviert – als strahlend helles Foyer des Musikforums.

Seit 2017 liegt gegenüber dem Bochumer BermudaZeck die Spielstätte des besten Orchesters im Pott. Die brache Kirche ist durch den Umbau und den Anbau eines großen Saals links und eines kleinen Kammermusiksaals rechts über sich hinausgewachsen. In Bochum wollte man andere Wege gehen als in den Nachbarstädten, wo auch schöne Konzerthäuser stehen. Aber diese sind häufig Spielstätten für auswärtige Orchester, für die Champions League aus Berlin, Wien und London. Hier, wo das Herz noch zählt, hat man ein Konzerthaus konzipiert, das eng mit der Stadt und ihren Bewohnern verbunden ist – so wie die BoSys eben auch, wenn sie

Stadtteilkonzerte spielen oder alljährlich am Ende einer Konzertsaison unter freiem Himmel ihren Ausstand geben. Das Bier gibt's in den Kneipen der weltberühmten Partymeile, die Musik dazu leitet einer, der nun auf Lebenszeit Ehrendirigent seines Orchesters werden soll.

Steven Sloane hat es geschafft, den Bochumer Symphonikern eine Heimat zu geben. Fast vergessen sind die Zeiten, da die BoSys darauf angewiesen waren, als Gäste im Schauspielhaus zu spielen und einander räumlich und institutionell Konkurrenz zu machen.

Ob es einen Messias schon mal nach Bochum verschlagen hat, ist nicht ganz sicher. Aber so ist es eben mit den Erlösern. Johan Simons hat das Schauspielhaus im Sturm genommen. Steven Sloane wird gehen, ein nächster Generalmusikdirektor soll kommen und die Geschichte der Bochumer Symphoniker weiterschreiben. Bochum kann warten.

Nermina Kukic gratuliert dem Bochumer Schauspiel zum 100-jährigen

Für immer und Dich

Ich schicke einen Liebesbrief an die Saladin-Schmitt-Straße, Ecke Tana-Schanzara-Platz, gegenüber Shakespeare-Platz, Königsallee 15, 44789 Bochum.

Geliebtes Theater, kennst Du mich noch? Ich weiß, Du hast größere Namen in hellerem Licht erstrahlen lassen als mich, aber ich erinnere mich durch die Bier- und Zigarettenschwaden in der Kantine an alles, *Für immer und Dich!*

Du, mit deinem schlanken Säulenportal, von den Engländern 1944 bis auf die Grundmauern zerstört und als „vorbildliches Bauwerk seiner Zeit“ 1951–53 wieder aufgebaut. Der rote Backstein steht Dir gut und deine goldfarbenen Messingleisten und Kronleuchter erst! Du denkmalgeschütztes, viel geliebtes altes Haus, Du!

Als ich in der Spielzeit 1993/94 an die Schauspielschule kam, schloss Intendant Frank-Patrick Steckel noch persönlich vor jeder Vorstellung im großen Haus die letzte Tür im Zuschauerraum. Ich habe damals erlebt, wie zwanzig 16-jährige Italienerinnen auf Klassenfahrt Martin Feifel

als *Hamlet* beim Applaus zugekreischt haben, wie früher die Mädchen bei den Beatles. Und später sah ich reihenweise männliche Schauspielstudenten in Ohnmacht fallen, beim Anblick von Anne Tismer in *Musik*.

Viele werden jetzt bei Deinem Jubiläum wieder von Schalla, Zadek und Peymann schreiben, ich würde Letzteren gern fragen wollen, warum Tana Schanzara (1925–2008) bis auf ein Gastspiel (1990 in Peter Turrinis *Tod und Teufel* als „Figur einer alten, versoffenen Frau“) eigentlich nie Burgschauspielerin geworden ist? Oder wollte sie nicht?

Ich weiß noch, wie Tana Schanzara den Malersaal betrat, wo wir Schauspielstudenten bei den Proben für die Eröffnungspremiere des Steckel-Nachfolgers Leander Haußmann für *Platonow – Die Vaterlosen* zuschauen durften. Tana fragte: „Was für Wörter muss ich denn sagen?“ und „Ham die beiden oder ham se nich?“ (Also Platonow und die jeweilige Frau, die grad dran war.) Ich erinnere mich, wie Haußmann ihr antwortete, er wisse es nicht. Später hat

sie dann für alle Pizza bestellt, weil: „Wer ordentlich arbeiten will, muss ordentlich essen!“

Überhaupt Leander Haußmann, der wie bei der Woody-Allen-Verfilmung *Purple Rose of Cairo* (also nur umgekehrt) zu uns aus der Nil-Zigarettenwerbung herabgestiegen war, der nicht nur seine ganzen DDR-Kumpels aus dem Osten mitbrachte, sondern uns auch Jürgen Kruse und Dimiter Gottscheff (1943–2013) als Hausregisseure bescherte. Mit Kruse hat er sich sogar mal in der Kantine gekloppt, aber wohl kaum wegen mir, ich war an dem Abend ausnahmsweise mal nicht da. Bei Gottscheff durfte ich mal eine Übernahme in *Dona Rosita bleibt ledig* machen und er verfeinerte meine erste Improvisation mit den Worten: „Und jetzt suchst du noch die Eleganz und dann wird das gut.“ „Mitko“ mit seinem schönen bulgarischen Akzent, der den Schauspielern in der Kantine große Schalen mit Pommes auf den Tisch stellen ließ bei der Probenbesprechung. „Mitko“, leider viel zu früh verstorben, Dimitra Petrou (1965–2005), die schöne, kluge Dramaturgin,

noch früher, noch jünger, aber in der Erinnerung Deiner Mauern leben sie alle fort, die Menschen aus meiner und jeder anderen Zeit. Die auf und die hinter der Bühne.

Du hast einen richtigen Schriftsteller als Pfortner gehabt! Während auf der Bühne Handkes *Die Stunde da wir nichts voneinander wussten* ohne ein gesprochenes Wort über die Bühne ging, wunderbar traumverloren inszeniert von Jürgen Gosch, schrieb Wolfgang Welt (1952–2016), wenn er nicht gerade in seiner Pfortnerloge Indianerschmuck aus Glasperlen fädelte, gegen seine Depression an. Er und auch der Bergbau im Ruhrgebiet sind gestorben, aber Bochum hat für immer einen „Pulsschlag aus Stahl, man hört ihn laut in der Nacht“, und als ich dort als Schauspielstudentin über glühende Kohlen lief, hatte das Schauspielhaus Bochum ein Logo, das hat ihn sichtbar gemacht. In Liebe *Deine Nermina*

Nermina Kukic lebt in Düsseldorf und arbeitet als Schauspielerin, Regisseurin und Autorin

ANZEIGE



„Ein Sommer voller Musik“ vom 22. Juni bis zum 31. August 2019

Das Rheingau Musik Festival zählt zu den größten Musikfestivals Europas und veranstaltet Jahr für Jahr über 170 Konzerte in der gesamten Region von Frankfurt über Wiesbaden bis zum Mittelrheintal. Das 32. Rheingau Musik Festival steht ganz im Zeichen des Leitgedankens **Courage**. Als Artist in Residence stehen der Pianist **Daniil Trifonov**, als Fokus-Künstlerin die Sopranistin **Christiane Karg**, als Fokus Jazz-Künstler **Curtis Stigers** sowie als Orchestra in Residence **Die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen** im Zentrum des Festivalprogramms.

22. Juni bis 31. August 2019
www.rheingau-musik-festival.de
Telefon 0 67 23 / 60 21 70

Rheingau Musik Festival

LOTTO | Helaba | SKODA | Lufthansa

■ Wolfram Ette

Seit einigen Jahren gehe ich nicht mehr oft ins Theater. Der Grund ist, dass so wenig von den Besuchern bleibt. Ganz gleich, ob man sich ärgern musste, belustigt, ergriffen oder gerührt gewesen ist – nur kurze Zeit nachdem sich die Tore hinter einem schließen, ist das weg, runtergespült mit dem ersten Bier. Am nächsten Tag bereits fällt es schon schwer, sich an den Titel zu erinnern – so wie das Chemnitzer Stück *Soll mir lieber Goya den Schlaf rauben als irgendein Arschloch*.

Aber ist das so schlimm? Das Theater hat es nicht leicht. Der Film läuft ihm, was Breite und Komplexität der Handlung, Zahl der Charaktere und die Möglichkeiten ihrer Inszenierung angeht, längst den Rang ab; immer anspruchsvollere Computerspiele verwischen die Grenze zwischen Produzent und Konsument gründlicher, als es im Theater je möglich war. Das Einzige, was ihm noch bleibt, ist der Körper des Schauspielers, seine in der Aufführung nicht zu behebbenden Fehler und Unvollkommenheiten. Das Theater heute ist wesentlich Schauspielertheater. In der Reduzierung darauf liegt seine Schwäche, aber auch sein (das schlimme Wort!) Alleinstellungsmerkmal. Alles andere ist bürgerliches Brimborium, reale oder eingebildete Nestwärme einer langsam untergehenden Schicht, deren kulturelle Selbstverteidigungsreflexe im Moment noch subventioniert werden.

Des grob Gedachten Körper

In der Provinz zeigt sich das auf eine besonders typische Art und Weise. Es fehlen die Touristen, die sich in Scharen Kulturereignisse zu Gemüte führen, für die sie zu Hause weder Zeit hätten noch Geld auszugeben bereit wären. In den Metropolen sorgen sie für ausverkaufte Häuser und geben der bürgerlichen Kultur einen Anschein von Profitabilität. In der Provinz kommt heraus, was die Leute wirklich interessiert. In Dresden war *Das blaue Wunder*, Thomas Freyers und Volker Löschs umstrittenes Stück über die AfD, drei Tage vor der Premiere noch nicht ausverkauft; dasselbe galt für Hauptmanns *Einsame Menschen* in Chemnitz.

Womit ich beim Thema wäre. Neulich die Premiere vom Rodrigo Garcías *Soll mir lieber Goya... im Ostflügel des Chemnitzer Schauspielhauses*. Die war ausverkauft, aber die kleine Experimentalbühne fasst auch nur circa 80 Zuschauerplätze. Das Einpersonenstück handelt von einem alieinerziehenden Vater in Nordspanien, der



Beware of Redheads!

FOTO: DIETER WUSCHANSKI

steckten Patchwork der Gags gab das Farbe, Grund, Körper. Lars Eidinger hat das Stück vor Jahren im Thalia-Theater aufgeführt. Ich kenne es nicht. Aber wenn man es so sieht wie hier, fällt es schwer, es sich anders vorstellen.

Dirk Glodde ganz groß: witzig, präsent – und auf Sächsisch

So war der Abend eben typisch – typisch und beispielhaft für die Funktion, die das Sprechtheater heute noch einnehmen könnte. Es sei: gute Unterhaltung, Komödie, höheres Kabarett. Man denke einmal darüber nach, wie viele Klassikerinszenierungen der letzten Jahre letztlich auf diese Formel zu bringen sind. So viel und nicht mehr ist vom epischen Theater übrig geblieben, dessen komischer Bodensatz jetzt fast allein herrschend geworden ist.

Die Frage ist, ob man das als Kulturverfall beklagen soll. Vielleicht ist es ja sogar der Normalzustand – für Tragödien jedenfalls sind die Zeiten zu schlecht, zu hoffnungslos. Bleiben Trauerspiele und Komödien. Wenn wir nicht resignieren wollen – auch dafür gibt es Beispiele auf dem Theater, großartige, wie etwa die Inszenierung von Agota Kristofs *Das große Heft* am Staatsschauspiel Dresden –, brauchen wir ein paar Anlässe, um über den ganzen Irrsinn lachen zu können. Daher die ungeheure Bedeutung des komischen Genres auf allen Kanälen. In hoffnungsarmen Zeiten, in denen die Kraft zur pathetischen Erhebung schwindet, zur tragischen Analyse kein Anlass ist und die ernstesten Stücke, wenn sie was taugen, auf Apathie hinauslaufen, ist Humor eine Überlebensstrategie, eine höchst legitime, humane Haltung.

Wolfram Ette ist in Bielefeld geboren und aufgewachsen. Er studierte Literaturwissenschaften in Berlin und Paris, machte Station in Freiburg und lebt heute in Chemnitz

Soll mir lieber Goya den Schlaf rauben als irgendein Arschloch von Rodrigo García, Regie Esther Undisz Theater Chemnitz, Termine noch bis zum 26.04.

Was für ein toller Blödsinn

Flüchtigkeit Abseits der Metropolen-Events zeigt sich, wovon das Theater wirklich lebt. Zum Beispiel in Chemnitz

sein Erspartes zusammen mit seinen überbraven, hochbegabten Söhnen (sechs und elf Jahre) in einer einzigen Nacht auf den Kopf hauen will: Bars (!) Bordelle (!!) und dann am Ende in den Prado einbrechen, um sich die ganze Nacht Goyas Gemälde (!!!) – obwohl, das ist für diese Jungs vielleicht ja okay) anzusehen. Ach ja, Sloterdijk wird auch noch aus Wien eingeflogen.

Hört sich furchtbar an und in gewisser Hinsicht ist es das auch. Es geht wohl um einen Generationskonflikt zwischen „uns“

(der Schauspieler hatte etwa mein Alter), den, jawoll, faustisch Irrenden, jedenfalls zum Hoch- wie Tiefgenuss Fähigen, und „unseren“ heutzutage überangepassten Kindern. Was für ein Klamauk und Blödsinn! Und doch war es ein unterhaltsamer, wenn auch schnell verpuffender Abend. Alles beruht hier auf der Fähigkeit des Schauspielers, dem absichtlich grob Gedachten einen Körper zu geben.

Das Stück, wie gesagt, ein um die Ahnung eines Konflikts herum angeordneter

Klamauk. Regie: nicht weiter auffällig. Aber der Hauptdarsteller Dirk Glodde hatte einen großen Abend. Er war souverän, witzig, präsent – und er schien wirklich an den ganzen Unfug zu glauben. Leben verlieh er ihm aber vor allem durch einen Kunstgriff, der das Stück außerhalb von Sachsen in dieser Form unausführbar gemacht hätte: Er hat nämlich Dialekt gesprochen – das Dresdner Singsängersächsisch, manchmal mit dem etwas raueren Chemnitzer Einschlag. Dem oft nur flüchtig zusammenge-

ANZEIGEN



DAS EXOTISCHE LAND

Fotoreportagen von Stefan Moses

01.02.–12.05.2019

DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM

www.dhm.de

Die Wühlmäuse

14.+15.2. TOBIAS MANN	6.-10.3. DAS WÜHLMÄUSE-ENSEMBLE
17.2. SUCHTPOTENZIAL	9.3. PHILIP SIMON
21.+22.2. MUNDSTUHL	10.3. INGMAR STADELMANN
1.3. MATTHIAS EGERSDÖRFER	11.3. INGO APPELT
3.3. JÖRG KNÖR	14.+16.3./28.3. FRANK LÜDECKE
4.3. 7 AUF EINEN STREICH	15.-17.3. FLORIAN SCHROEDER

★ Tel. 030 - 30 67 30 11 ★ www.wuehlmaeuse.de ★

WWW.AUGENBLICKMAL.DE



THEATER-FESTIVAL FÜR JUNGES PUBLIKUM

7. — 12. MAI 2019
IN BERLIN



ZEHN INSZENIERUNGEN AUS DEUTSCHLAND UND GASTSPIELE AUS POLEN, UNGARN UND RUSSLAND

DER VORVERKAUF BEGINNT AM 25. FEBRUAR

präsentiert von: gefördert von:





Am 14. Februar ist Valentinstag, Zeit für Romantik. Und Blumen! Blumen, Blumen, Blumen. Extra für Sie. Unser A-Z: auf S. 28



Ich spiele mich

Daniel Martin Feige hat sich seit seiner Jugend mit Computer-Games befasst. Er weiß, wo die Grenze zwischen Kunst und Unterhaltung verläuft **S. 26**

FOTOS: BEN KLUB FÜR DER FREITAG, IMAGO GÖRENI

Der Koch
Jörn Kabisch

Ja! Nimm mich, oh Miso, verwöhne mein mürbes Fleisch

Es gibt eine Kategorie namens notorische Zutaten. Wenn ich zurückdenke, dann gehören dazu Kapern, Rauchpaprika, Knoblauch, Ketchup und Sahne. Es gibt Phasen, da hält man ein Gericht, fast egal welches, für nicht komplett, wenn es nicht auch noch diese Zutat enthält. In Desserts heißt die Chefnotorikerin übrigens Vanille.

Ich habe ein ambivalentes Verhältnis zu dieser Kategorie. Die Stadien unserer Beziehung sind immer dieselben: erst heiße Liebe, darauf folgt ein langes Abhängigkeitsverhältnis, eine regelrechte Binge-Nutzung, die ganz unappetitliche Folgen haben kann. Man versucht sich die große Prise Rauchpaprika auf dem Apfelmus zu den Reibekuchen schönzureden oder die Kapern, die, wenn man ehrlich ist, vor allem in der Menge nicht in das indische Süßkartoffel-Curry passen. Irgendwann realisiere ich dann, dass ich mich entwöhnen muss. Was mich erst einmal auf die Suche nach einer Ersatzdroge gehen lässt. Dabei macht beim Essen ja eigentlich doch den eigentlichen Rausch der multiple Substanzgebrauch, der Mischkonsum.

Dass es mir mit Miso auch einmal so gehen würde, hätte ich nie erwartet.

Aber es passierte dann doch. Jahrelang hatte ich die Tüten mit der Sojapaste im Kühlschrank, nur immer mal wieder brauchte ich einen Löffel davon, für Miso-Suppe oder Miso-Butter, die ich an grünem Spargel liebe. Oder auch, um einen Streifen davon auf einen Teller zu streichen, als Unterlage für ein Steak. So habe ich das vor ein paar Jahren mal bei Tim Raue gegessen und ziehe das jeder Kräuterbutter vor.

Jetzt waren die Tüten aber lange abgelaufen, ich wollte sie eigentlich schon wegwerfen, entschied aber dann, mir ein Rezept zu überlegen, mit dem ich die Reste mit einem Mal aufbrauchen konnte. Ich besorgte ein großes Stück Rinderbrust, schnitt ein paar Zwiebeln klein und briet die Zutaten in einem Schmortopf an. Dann verdünnte ich das Miso mit etwas Wasser, löschte damit den Bratensatz ab und stellte den Topf zum Schmoren bei kleiner Hitze, etwa 120 Grad, in den Ofen. Kein Wein, kein weiteres Gemüse, keine Kräuter, noch ein paar Körner Szechuanpfeffer gab ich dazu, ganz simpel.

Vielleicht war das Problem, dass ich wegen der großen Menge Miso auch über zwei Kilo Fleisch gekauft hatte. Als ich den Topf öffnete, hatte sich die Rinderbrust in einer herrlich mürbes Stück Fleisch verwandelt, es zerfiel fast und lag in einer dunkelbraunen, glänzenden Sauce. Der Duft war betörend und der Geschmack trotz der Begrenztheit der Zutaten überraschend vielschichtig. Ich servierte mein Miso-Rind mit Reis und einem japanisch inspirierten Gurkensalat und war glücklich, dass der Topf trotzdem noch voll war. Am nächsten Tag legte ich Rosinen in Apfelessig ein und gab es zu einem Teil der Sauce. Auf dem Teller lag eine neue Dimension von Sauerbraten. Als Nächstes füllte ich Ravioli, und immer noch war ein Rest im Topf. Mit Rauchpaprika und Sauerkraut verwandelte der sich noch zu einem Szegediner Gulasch.

Kein Wunder, dass das so köstlich ist, sagen Sie? Stimmt. Für Miso werden Sojabohnen und Getreide, meist Reis und Gerste, miteinander vergoren, ähnlich wie bei der Sojasaucenherstellung. Die Paste ist eine natürliche Glutamatbombe, wie Maggi, schmeckt fleischig-herzhaft, obwohl vegetarisch. Ich habe mir Miso nachgekauft, aber erst einmal auf das sehr gelobte Buch *Miso* von Claudia Zaltenbach verzichtet (Hädecke Verlag). Wahrscheinlich verwendet sie Miso auch für die Nachspeise.

„Man spielt seine eigene Identität durch“

Daniel Martin Feige sieht in guten Computerspielen eine Kunstform, die uns existenzielle Fragen stellen kann



Als Juniorprofessor ist er sehr beschäftigt, aber Daniel Martin Feige nimmt sich die Zeit für ein Telefonat. Seine Stimme klingt sanft, aber bestimmt. Wenn er über alte und neue Computerspiele redet, wirkt er wie ein enthusiastischer Gamer.

der Freitag: Herr Feige, warum sollten wir Games spielen?

Daniel Martin Feige: Ich bin mit dem Medium aufgewachsen, für meine Generation gehörten Videospiele einfach zum Alltag. Ich hatte schon einen Amiga, dann eine Nintendo-Konsole und später dann einen PC. Das Spiel *Planescape: Torment* habe ich damals verschlungen, so wie einen guten Roman. Man entdeckt mit den Augen des Protagonisten eine bizarre Spielwelt. Die Art, wie da inhaltlich Themen verhandelt werden, das war großartig.

Welche Themen?

Die Spielfigur hatte sich schon vor Spielbeginn in vielfältiger Weise schuldig gemacht und das ganze Spiel war eine Selbstthematisierung unserer Verantwortung für die Konsequenzen unseres Handelns und eine kluge Meditation über Schuld und Individualität. **Sie schreiben in Ihrem Buch „Computerspiele“, man könne diese als Kunst betrachten.** Das Computerspiel ist zunächst ein Medium wie Literatur oder Film, und auch hier ist nicht alles Kunst. Die Kunstfähigkeit des Computerspiels liegt darin, dass es seine eigenen Spielmechaniken thematisieren kann.

Inwiefern?

Spielen bedeutet dann nicht nur, den Regeln des Spiels zu folgen, sondern das Kunstfähige des Computerspiels besteht darin, dass die Spielenden in und durch das Spielen etwas über sich erfahren; dass sie sich im Spielen sozusagen in ihrer Identität selbst durchspielen. **Sind Ego-Shooter Kunstwerke?** Ein Shooter-Spiel wie *Half Life* ist zwar für seine narrative Qualität gerühmt worden und für seine Art und Weise, den Spieler durch die Spielwelt zu führen, da war es bahnbrechend. Aber ich bezweifle, dass es sich zu der eigenen Art und Weise, ein Spiel zu sein, so verhält, dass der Spielende dabei etwas über sich selbst erfahren kann. *Half Life* etabliert eine neue Art des Erzählens. Dadurch, wie in der Spielwelt durch Trigger Ereignisse ausgelöst werden, also ein Environmental Storytelling zustande kommt, ist das Spiel interessant und nützlich.

Environmental Storytelling?

In Videospielen kann eine Geschichte nicht nur durch Worte erzählt werden, sondern man erkundet etwa einen Raum. Dort liegt ein abgerissenes Kleidungsstück auf dem Boden. Der Raum erzählt eine Geschichte dessen, was dort passiert sein kann. Im Film geschieht das durch Setting, im Theater gibt es das Bühnen-

bild. Diese Erzählweisen in Games sind nicht vor allem an Sprache gebunden, sondern auch an Objekte und Interaktionsmöglichkeiten.

Welches Spiel kommt einem Kunstwerk am nächsten?

Das kann man nicht abstrakt ohne eine Erfahrung dieser Spiele beantworten. Meines Erachtens gehören dazu Spiele wie *Bioshock* oder jene, in deren Tradition es steht. In den beiden *System-Shock*-Teilen oder auch dem Spiel *Thief* sehe ich, wie etwas aus dem Spielgeschehen heraus etabliert wird. Es wird mit den Mitteln des Computerspiels darüber nachgedacht, was Spielen ist und welche Rolle es in der Gesellschaft einnimmt.

In diesen Spielen geht es um die Herrschaft der Maschinen.

Na ja, *Bioshock* dreht sich eher um Genmanipulationen, um das Verbessern von Lebewesen durch Gentechnik. Auch die Ideologie des Neoliberalismus spielt eine wichtige Rolle. Bei *System Shock* übernimmt tatsächlich eine künstliche Intelligenz die Macht. Aber es geht eher darum, wie die Grenze zwischen künstlichem und natürlichem Leben verläuft. Der Spieler nimmt ganz massiv Strukturen einer künstlichen Intelligenz in sich auf.

Man ist letztlich ein Cyborg?

Ja, man hat Module, die man in sich einfügen kann. Mit der Antagonistin – Shodan heißt sie – taucht nicht nur eine mächtige künstliche Intelligenz als Gegenspielerin auf, die etwa die Sicherheitskameras auf der Raumstation oder dem Raumschiff kontrolliert. Sondern der Spieler ist in gewisser Weise gar nicht so anders als dieses böse Programm. Er „wetrüftet“ mit ihm.

Ego-Shooter verbindet, dass sie blutig und gewaltsam sind.

Das würde ich nicht so sehen. First-Person-Shooter können wie *Counterstrike* auch taktisch sein. Manche Computerspiele sind gewalttätig, ohne blutig zu sein: Psychothriller etwa. Krimis im Fernsehen sind häufig nicht weniger gewaltsam als Computerspiele. Es kommt auf das Spiel an: Auch *Half Life* ist nicht besonders blutig, selbst wenn es damals indiziert und mit Robotersoldaten besetzt worden ist. Manche sind so abgehoben

„Ego-Shooter-Spiele wie Counterstrike können auch sehr taktisch sein“

und artifizial, dass man gleich sieht: Ich spiele hier ein bestimmtes Genre, einen Klassiker. Gewalt ist nicht gleich Gewalt. Es kommt darauf an, wie sie dargestellt wird. **Ob sie mit bestimmten Genres – wie dem Horrorgenre – spielt?** Ja, ob sie voyeuristisch vermittelt wird oder nicht. Auch Horrorfilme sind nicht immer voyeuristisch. Der Erfinder des Zombie-Films, George Romero, der 2017 gestorben ist, hat zwar blutige Filme gemacht. Aber seine Filme drehten sich nicht um Voyeurismus der Gewalt,



„Assassin's Creed Odyssey“ daddelnd, lernt man auch die klassische Antike kennen

sondern um eine Reflexion gesellschaftlicher Missstände.

Welches ist Ihr Lieblingsspiel?

Die *Jagged-Alliance*-Reihe hat mich immer wieder begeistert. Das ist eine Taktik-Spielreihe, die auf einer fiktiven Insel spielt. Man muss die Insel mit Söldnern befreien. Das hat eher was mit Schach als mit Rumballern zu tun. **Kann man als Spieler Teil des Kunstwerks werden?** Das hängt vom Spiel ab. Manche sind in ihrer Struktur sehr offen, sogenannte Open-World-Spiele, wie *Oblivion*. In den offeneren Spielen könnte so etwas wie eine Co-Autorschaft existieren. Dann gibt es Spiele, da wird man wie auf Schienen durch das Spielgeschehen geführt. Man antwortet nur auf die Strukturen des Spiels.

Ist Gaming gefährlich? 2018 wurde Computerspielsucht von der WHO als Krankheit eingestuft.

Ich frage mich, warum Filmsucht dann nicht auch anerkannt ist. Oder *Binge Watching*, exzessives Serienschauen? Natürlich haben manche Computerspiele bedenkliche Spielmechanismen: Einige Online-Rollenspiele und viele Handyspiele sind letztlich dazu da, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. **Wie ist das mit dem Kunstbegriff von Games vereinbar?**

Exzessives Spielen ist eine Art von Missbrauch des Spielens. So, wie manche nur noch fernsehen oder nur noch Musik hören. Aber das Wesen des Computerspiels besteht nicht darin, dass es süchtig macht. **Es gibt Handygames, da kann man mit echtem Geld eingreifen.**

Ja, das hat sich auch in Mainstreamspielen durchgesetzt: Da gibt es mittlerweile sogenannte Lootboxes, virtuelle Güter gegen Echtgeld. Das sind Strukturen, die eine Glücksspiellogik haben – und die sind problematisch. Auch bei Online-Spielen wie *World of Warcraft* sehe ich ein Problem. Solche Spiele animieren Spieler, viel Zeit und viel weiteres Geld in das Spiel zu stecken.

Was lernt man beim Spielen?

Man erwirbt Fähigkeiten, die mit dem Spielen selber zusammenhängen. Wenn man einen First-Person-Shooter spielt, dann beherrscht

man danach bestimmte Koordinationsfähigkeiten in dieser Art von Spielen besser. Aber manche Spiele können Wissen vermitteln, so wie es auch Romane und Filme – in anderer Weise – können. Ein Beispiel ist *Civilization*. **Die Spiele der „Assassin's Creed“-Reihe werden für ihre historische Exaktheit gelobt.**

Der erste Teil der *Assassin's-Creed*-Reihe spielt im Mittelalter und sah durchaus toll aus. Es gibt da eine stimmige und spannende Welt zu entdecken. Aber sie ist auch sehr amerikanisiert. Der neue Teil soll sich besser mit historischen Traditionen und Fakten auseinandersetzen. In einem Teil kamen authentische Piratenlieder vor. Und dann gab es ein Spiel, das sich um das alte Ägypten drehte. Da haben die Entwickler sehr gut recherchiert. **Welche der sogenannten Serious Games finden Sie gut?**

This War of Mine ist eine Überlebenssimulation in Kriegszeiten und dabei sehr drastisch. Das vermittelt zwar nicht Bildung im Sinne von Handbuchwissen. Aber es ist ein Spiel, das sich mit seinem eigenen Medium auseinandersetzt und etwas transportieren will. **Was denn?**

Das Interessante bei Spielen, wenn sie einen Kunstcharakter haben, ist ja gerade nicht, dass sie zu etwas führen, das man hinterher konkret benennen kann. Ich glaube zwar, dass Kunst etwas mit Bildung zu tun hat. Aber es geht um eine Bildung unbestimmter Art, nämlich um eine Auseinandersetzung mit uns selbst, die aber nicht zu

einem verwertbaren Wissen führt. Darin besteht für mich die Autonomie der Kunst.

Computerspiele werden jetzt in Museen ausgestellt.

Ja, Games werden mitunter auch als Kunstprodukt gewürdigt, natürlich findet man sie eher in Designmuseen oder in solchen für angewandte Künste. Es gibt ja auch das Computerspielmuseum in Berlin. Aber nicht alles, was im

„Bei Kunst kann man das Gelernte hinterher nicht konkret benennen“

Museum steht, ist Kunst: Vieles wird einfach als Teil der Alltagskultur gezeigt. Wären Games völlig akzeptiert, würde man weniger abwertend über sie sprechen, als die meisten Leute das tun.

Games und Gamer werden oft stigmatisiert?

Ja, viele halten sie für niedere Genres, das merkantil oder kurzlebig sind. Oder eben gefährlich. Aber dieser Blick ändert sich gerade. Wenn ich hier in Stuttgart Straßenbahn fahre oder in Frankfurt in

der U-Bahn sitze, dann sitzen da immer auch erwachsene Leute, Männer und Frauen, die mit ihren Handys Spiele spielen. Es ist nicht mehr so wie in den 1980er Jahren, ein nerdiges, männliches Hobby. **Heute spielen sogar Senioren. Silver Gamer, Menschen über 50, sind mittlerweile die größte Zielgruppe. Manche fordern jetzt Spielkonsolen in Altersheimen.** Wenn man eine alte Spielkonsole in ein Altenheim stellt – vielleicht noch eine Wii-Konsole mit Bewegungssensoren – und die auch genutzt wird, dann tun die Leute dort etwas gemeinsam und bewegen sich dabei. Man könnte aber auch sagen: Sie werden kaltgestellt, indem sie vor ein Medium gesetzt werden.

Wenn es für Kinder nützlich ist, warum dann nicht für Alte?

So sozial manche Spiele auch sind, es gibt Formen des Spielens, die verhindern, dass man in soziale Zusammenhänge integriert ist. **Alte würden eher isoliert?** Das kommt darauf an, wie diese Spiele eingesetzt werden – integrativ und anerkennend oder eben bloß als Mittel der Verwaltung von Menschen.

Ballerspiele und Pflegeroboter, ist das die Zukunft?

Im Lichte der letzten Bemerkungen wäre das eher ein Schrecken als ein Grund zur Freude. Aber es kommt darauf an, wie wir es gestalten.

Das Gespräch führte Sebastian Grundke

Jazz, Design und Horror – Philosoph der Alltagsästhetik

„Randständige Gebiete“ der Ästhetik würden ihn interessieren: Daniel Martin Feige, geboren 1976, studierte erst Jazzpiano in Amsterdam, dann Philosophie, Germanistik und Psychologie in Gießen und Frankfurt am Main. Feige lehrt derzeit an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart Philosophie und Ästhetik.

Der 42-jährige promovierte zur philosophischen Kunsttheorie in Frankfurt am Main und habilitierte sich 2017 an der Freien Universität der Künste in Berlin.

2015 erschien im Suhrkamp Verlag sein Buch *Computerspiele. Eine Ästhetik*. Er untersucht darin rund 180 Games der vergangenen Jahrzehnte auf ihren

Kunstcharakter. 2018 gab Feige im Metzler Verlag einen Sammelband zu Computerspielen heraus, der sich unter anderem mit Ethik und Games beschäftigt. Seine Forschung war auch von privatem Interesse an Computerspielen motiviert: Seit seiner Jugend spielt Feige Games, vor allem Fantasy- und Strategiespiele, die heute als Klassiker gelten.

Im Rahmen zunehmender Studiengänge im Bereich Games Studies entwickelte Feige seine philosophische, nicht unumstrittene Sicht auf Computerspiele.

Er veröffentlichte zudem viel beachtete Schriften zu *Design* und zur Jazzmusik (beide Suhrkamp, 2014/18). Aktuell arbeitet er an einem Buch zur Philosophie des Horrors. SG



Es ist unfair, dieses Land immer nur auf Hitler, Waldheim, Fritzl und „Life is live“ zu reduzieren

FOTOS: CHRISTOPHER GLANZL

Rotzbuam!

Wien Spontan, aktuell, offen: Bei den Donnerstagsdemos zeigt sich das fortschrittliche Österreich

■ Vera Deleja-Hotko

Aus dem Fenster eines Wohnhauses hängt eine Deutschlandfahne mit Adler. „Unser erster Stopp“, hallt es durch die Schlösselgasse im achten Wiener Gemeindebezirk, „die Burschenschaft Gothia.“ Die Fassade wird von einer Projektion überstrahlt: Bernhard Rösch und Alexander Höferl – mit Bild und Namen über drei Stockwerke.

Gothia, erklärt die Aktivistin, die auf einem Kleintransporter steht und in die Menge der Demonstranten ruft, sei unauffällig in der Außenwahrnehmung, aber hervorragend in der rechtsextremen Szene verankert. Sowie im Parlament und der Regierung. Rösch sitzt im Bundesrat. Höferl ist ehemaliger Chefredakteur von *unzensuriert.at* – einem FPÖ-nahen, rechten Onlinemedium – und Mitarbeiter im Kabinett des Innenministers.

Die Burschenschaft Gothia hatte im Vorfeld dieser Donnerstagsdemo die Fahne aus dem Fenster gehängt, um ihren Deutschnationalismus zu unterstreichen. Einige Mitglieder stehen dann am Fenster und starren auf die Straße. Einer von ihnen – ein aktives Mitglied einer FPÖ-Bezirks- und Schülerorganisation – streckt die rechte Hand aus dem Fenster. Ein Hitlergruß? Jemand hält den Moment auf einem Foto fest, es wird dem Wiener Landesamt für Verfassungsschutz vorgelegt. Seither wird ermittelt.

Im gegenüberliegenden Wohnhaus schaut eine ältere Frau aus dem Fenster. Ihre Ellbogen hat sie auf dem Fensterbrett abgestützt, den Kopf in die Hände gelegt. Sie lauscht der Erklärung über ihre Nachbarn, betrachtet die etwa 3.500 Demonstrierenden mit ihren Thermoskannen, Wollmützen und Transparenten.

Seit Oktober 2018 wird am Donnerstag in Wien wieder demonstriert. Jede Woche zu einem anderen Thema, entlang einer anderen Route, jede Woche mit mehreren tausend Menschen. Bei Regen, bei Schnee. Widerstand, Aufklärung und Solidarität, darum soll es gehen. Um die schwarz-blaue Regierung, das ganze System. Und darum,

sich zu vernetzen, in einer Gesellschaft, die immer weiter nach rechts rückt.

Die Demo am 24. Januar etwa lief unter dem Motto „Akademikerball“, der am Tag darauf steigen sollte: ein Vernetzungstreffen rechtsextremer Politiker, Funktionäre und Aktivisten, das im Rahmen einer Tanzveranstaltung in der Wiener Hofburg, dem Amtssitz des Bundespräsidenten, stattfindet. Es wurde also ein „Budenbummel“ organisiert. Buden, so werden die Verbindungshäuser der Burschenschaften, aber auch Mädelschaften genannt. Die Route geht durch den achten Bezirk vorbei an sechs Buden und endet mit einer Schlusskundgebung vor der Parteizentrale der FPÖ, um die Verbindung der deutsch-nationalen Burschenschaften zur Partei zu verdeutlichen. Denn 30 Prozent der FPÖ-Nationalratsabgeordneten sind in einer Burschenschaft, zwei Minister und viele weitere Funktionäre auch.

Die Idee der Donnerstagsdemo stammt aus dem Jahr 2000, als die erste schwarz-blaue Regierung angelobt wurde. Die Protestzüge waren weder geplant noch angemeldet. Man traf sich auf der Straße, an unterschiedlichen Plätzen in Wien, um beispielsweise mit klirrenden Schlüsseln in der Hand gegen den damaligen Bundeskanzler der ÖVP, Wolfgang Schüssel, zu demonstrieren. Das Motto damals: „Wir gehen, bis ihr geht.“ Man wollte aufbegehren in dem Land, in dem nun Rechtsextreme in der Regierung saßen. Aufhalten konnte man sie nicht.

Punsch und „Bella Ciao“

„Es geht heute nicht mehr nur um Kritik an der schwarz-blauen Regierung“, sagt Can Gülcü, 43, einer der Organisatoren und Initiatoren der Donnerstagsdemos. „Es geht darum, Menschen sichtbarer zu machen, die weitaus bessere Zukunftsentwürfe als alle Politiker und Politikerinnen im Parlament haben.“

Die Themen sind bunter geworden und sollen nicht nur linke Aktivisten, sondern weite Teile der Gesellschaft ansprechen. Die wechselnden Routen sind Prinzip, so sollen Anwohner und Passanten aufmerksam werden.

Geschäftsinhaber und Gastwirte werden meist vorab durch die Organisatoren informiert. Sie schenken dann schon mal gratis Punsch oder Bier aus. Demonstrierende, die nicht aus dem Haus können, aber an der Route wohnen, bereiten Plakate vor, um sie aus dem Fenster zu hängen, oder stellen Boxen aufs Fensterbrett, um die ganze Straße mit *Bella Ciao* zu beschallen. „Die Donnerstagsdemo ist wie ein wandelnder Stammtisch, bei dem jeder Wollsocken trägt“, sagt Sebastian B. Der Student mache es vom Thema abhängig, ob er auf die Demo geht. Er sieht sie als einen Ort, um Leute zu treffen.

Alte und neue Bekanntschaften werden beim Protestmarsch gepflegt, Ideen ausgetauscht, Pläne ausgeheckt. Die Organisatoren stoppen während des Marschierens hin und wieder den Demozug und rufen dazu auf, doch einmal den anzusprechen, der schon seit mehreren Metern neben einem

Vaterlandsträumer

Verbindungen Die deutsch-nationalen Burschenschaften sind die rechtsextreme Form des Männerbundes in Österreich. Sie machen zwar – gemessen an der Bevölkerung – einen geringen prozentualen Anteil aus, jedoch haben sie durch ihre Verbindungen in die FPÖ in den letzten Jahren an politischem Einfluss gewonnen. Wurden sie von der Partei früher eher stiefmütterlich behandelt, sind sie, seit Heinz-Christian Strache an der Spitze steht, ihr Rückgrat. Sie verfolgen die Ideologie des „Deutschnationalismus“ und träumen von einem Europa der „Vaterländer“, in dem Mehrfachidentitäten kategorisch abgelehnt werden. Der Großteil der Hardliner unter den österreichischen Burschenschaften gehört zum länderübergreifenden Korporationsverband „Deutsche Burschenschaften“. Andreas Peham, Rechtsextremismus- und Antisemitismusforscher, sieht Burschenschaften „an der Schnittstelle zwischen Rechtsextremismus, legalem Deutschnationalismus und (Neo-)Nazismus“.

laufe. „Ich gehe für meine Kinder und Enkelkinder auf die Straße“, erklärt Christine F. Die 63-Jährige von der Gruppe Omanzen, die sich von den „Omas gegen rechts“ abgespalten hat, will nicht, dass diese in einer Welt aufwachsen müssen, in der die Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Einmal in der Woche steht sie vor dem Innenministerium und singt Friedens- und Protestlieder. Donnerstags geht sie demonstrieren.

Ihr Plakat hat sie auf einen Teppichklopfer geklebt. „Ich kann gar nicht früh gehen #aufstehen, Rotzbuam“ steht darauf. Der Hashtag, erklärt sie, beziehe sich auf die NGO #aufstehen, eine österreichische zivilgesellschaftliche Kampagnenorganisation. Der Satz verweise auf Kanzler Sebastian Kurz, der sagte, es sei keine gute Entwicklung, wenn immer weniger Menschen früh aufstünden, um zur Arbeit zu gehen – seine Antwort auf die Kritik an seinem Reformentwurf zur Mindestsicherung, die österreichische Form der Sozialhilfe.

Ein Teil der Mindestsicherungsbezieher sind Langzeitarbeitslose. Vor allem Menschen mit niedrigeren Deutschkenntnissen sollen künftig weniger finanzielle Unterstützung erhalten, ebenso kinderreiche Familien. Die Wiener Stadtregierung, eine Koalition aus der SPÖ und den Grünen, weigert sich, den Entwurf umzusetzen, da „Kinder, Behinderte, Alleinerzieher, Wohnungs- und Hoffnungslose“ durch die Reform benachteiligt würden.

Die Demonstrierenden stammen aus allen Schichten, bekannte Schriftstellerinnen wie Stefanie Sargnagel oder Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek unterstützen die Proteste. Jelinek hatte vergangenen Herbst einen neuen Text mit dem Titel „Oh, du mein Österreich! Da bist du ja wieder!“ veröffentlicht. Dieser wurde dann in einem Video von einer Handpuppe vorgetragen und verbreitet. Auch Filmemacher produzierten Videos gegen Verhetzung und Entsolidarisierung.

Manche Teilnehmer sind gerade drei Monate alt, in die Jacke ihrer Mutter eingepackt und schon zum dritten Mal dabei. Eine Frau hält in der einen Hand ihr Transparent und zieht mit der anderen ihren Sauerstoffwagen hinter sich her. Jeder kann

für kommende Demonstrationen ein Motto vorschlagen oder eine Idee äußern, wie man es umsetzen könnte. Und so zieht die Menge einmal vom Institut für Rechtswissenschaften über das Innenministerium in das Bundeskanzleramt, um den Werdegang und die Positionen von Kanzler Sebastian Kurz nachzuvollziehen. Und um zu zeigen, welche Verbindungen er noch immer in sein ehemaliges Institut und zu jungen ÖVP-Funktionären pflegt, die antisemitische Bilder in einer Whatsapp-Gruppe veröffentlicht und sich darüber lustig gemacht hatten.

Fronten werden sichtbar

Auch Betroffene sollen zu Wort kommen. Dafür ist die Ladefläche des Kleintransporters vorgesehen, der Wegweiser, Jukebox und Rednerpult in einem ist. Als es in einer Demo um Pflege und Sozialarbeit geht, steht da Beatrix Gülym, die an Demenz erkrankt ist. Sie sagt, dass man zwar Abbauerscheinungen habe, aber leben wolle.

Manchmal passen sich die Themen dem Tagesaktuellen an. So wurde im November 2018 spontan die Route geändert, um sich mit den Gewerkschaftern solidarisch zu zeigen, die an diesem Tag in der Wirtschaftskammer die Kollektivverträge – in Deutschland gleich den Tarifverträgen – mit den Arbeitgebervertretern ausgehandelt haben. Nach einem langen Verhandlungstag standen die Gewerkschafter an den Fensterfronten, wurden von 8.000 Menschen bejubelt.

„Man muss Fronten sichtbar machen und Kräfte bündeln“, sagt Anna Svec, 26, eine der Organisatorinnen. „Die meisten Menschen in Österreich haben nicht resigniert.“ Es gebe ein großes Protestpotenzial, nur keine Kraft, die dies auffange. Zumindest keine linke. Diese müsse sich die Themen erst wieder zurückholen und die Kämpfe, die die Menschen jeden Tag an ihren Arbeits- und Lebensorten austragen, sichtbar machen. Nicht nur am Donnerstag.

Demonstriert wird mittlerweile auch in sechs weiteren österreichischen Städten, es sollen immer mehr werden. Sogar in Berlin wird wöchentlich vor der österreichischen Botschaft demonstriert.

A-Z Blumiges



FOTO: PETER MARLOW/MAGNUM PHOTOS/AGENTUR FOCUS

Valentinstag All diese Gefühle! Die da in uns ausgelöst werden. Und dieser Duft! Man möchte sich in ihnen, den Blumen, verlieren, und wenn man doch gerade nur eine Zeitung zur Hand hat, dann wenigstens in Informationen über sie ... Hier, von uns für Sie, geliebte Leser*innen! Unser Wochenlexikon

A

Anna Blume Die Tatsache, dass man den Namen Anna „von hinten wie von vorne“ lesen kann, ist eine der Erkenntnisse, welche man aus dem dadaistischen Gedicht *An Anna Blume* von Kurt Schwitters gewinnen kann. Der deutsche Dichter und Künstler veröffentlichte die Liebeserklärung vor genau 100 Jahren und war damit nicht nur namensgebend für eine Vielzahl an Cafés und Blumenläden, sondern inspirierte auch die süddeutsche Rap-Szene der 90er Jahre rund um Max Herre (→ Nick Cave) und seinen Freundeskreis.

1996, als Artikel und Präpositionen genauso zum Rap gehörten wie Flows und Delivery, veröffentlichten sie den Song *A-N-N-A*, in dem in aller Oldschool-Manier eine etwas kitschige, im Regen stattfindende Liebesgeschichte gerappt wird. **Anna, welche für den Erzähler so ist wie Pinsel für Picasso oder die Dialektik für Hegel**, lässt kein Happy End zu und beendet die Geschichte, indem sie in den Bus einsteigt und den Protagonisten alleine zurücklässt. *Gabor Farkasch*

B

Benjamin Blümchen Blumig sind meine Erinnerungen an das graue Rüsseltier, Star meiner Kindheit. Stundenlang hörte ich die Folgen über den sprechenden Elefanten im Neustädter Zoo, seinem Freund Otto (der später von einer Frau angesprochen wurde), Wärter Karl, Zoodirektor Tierlieb und der rasenden Reporterin Karla Kolumna. In den Geschichten siegte immer die Gerechtigkeit, wurde noch ein

blöder Krankenhausaufenthalt optimistisch verarztet. Haben diese Hörspiele meine politische Bildung beeinflusst?

2005 veröffentlichte der Politikwissenschaftler Gerd Strohmeier eine Arbeit über den **Einfluss von Kinderhörspielen (→ Anna Blume) auf die politische Sozialisation**. Sein Resümee, die äußerst erfolgreichen Hörspiele von *Benjamin Blümchen* und *Bibi Blocksberg* verdienten keineswegs das Prädikat „wertvoll“. Das Ergebnis ärgerte mich, denn meine menschlichen Koordinaten, die habe ich mir eben auch erhört. *Jan C. Behmann*

Blümeln „Die Bienen blümeln, wenn sie aus den Blumen eintragen“, kann man in Adelungs *Grammatisch-kritischem Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* lesen. Eine übertragene Bedeutung nennt das Lexikon, das zwischen 1793 und 1801 entstand, eigentümlicherweise nicht. Kurze Zeit später wird Friedrich Schleiermacher, ein Übersetzer der Auslegekunst, das „Blümeln“ ganz selbstverständlich auf die Lektüre übertragen.

Wer blümelnt, bewegt sich von Text zu Text, so wie Bienen von Blüte zu Blüte fliegen, und misst nur denjenigen Stellen Bedeutung zu, die er für besonders gelungen hält. Und schon Johann Gottfried Herders *Blumenlese aus morgenländischen Dichtern* konnte sich in eine reiche Tradition einreihen. „Florilegien“ heißen Kompendien mit Auszügen aus Texten antiker und zeitgenössischer Autoren seit dem Mittelalter. Verwendet wurden sie im Schulunterricht, sie dienten Schriftstellern und Redenschreibern aber auch häufig als Zitatenschatz. Dass einer das Werk, aus dem er zitiert, gar nicht wirklich kennt, er vielmehr → unverblümt mit der Belesenheit anderer prahlt, ist ein Verdacht, der seither jene besonders plagen muss, die sich selbst für sapiosexuell halten. Obacht also, wenn das Date allzu virtuos mit schlaun Zitate jongliert. *Mladen Gladić*

D

Dandy Für den irischen Dichter Oscar Wilde war die Boutonniere, die Blume, die er stets im Reversknopfloch trug, die einzige Verbindung zwischen Natur und Kunst, die er gelten ließ. **„Ich habe nie Appetit, wenn ich nicht zuerst eine Blume fürs Knopfloch habe“**, lautet das entsprechende Bekenntnis zum Ästhetizismus. Der englische Sänger Morrissey betrat selten ohne ganze Blumensträuße in der Hand die Bühne. Nirgendwo ist das Dandytum in seiner ambivalenten Liebe zum Floralen allerdings so vollendet zu sich gekommen wie in der Figur des Des Esseintes in Huysmans' programmatischem Urtext der Dekadenzdichtung *À rebours* von 1884: Sammelte der Herzog zunächst künstliche Blumen, die die wirklichen nachäfften, wollte er schließlich nur noch natürliche, die falsche nachahmten. *Tilman Ezra Mühlenberg*

Deflorieren Deflorieren bedeutet, „der Blüte berauben“. Eigentlich wird das der Sache nicht gerecht, weil diese – von der Machart her – eher mit „Die Blüte bewässern“ beschrieben wäre. Schon immer wurde alles, was mit Jungfernschaft zu tun hat, sehr verschleiert ausgedrückt. **Höchst verwirrend, denn es waren die Männer, die einerseits raubten, sich andererseits beraubt fühlten: der Gewissheit nämlich, der Erste und Unvergleichliche zu sein.** Ach, das ist lange her? Im Netz gibt's Anzeigen, die anbieten, einen aktuellen Bedarf an erneuter Flechtung des Jungfernkranzes zu befriedigen, damit der Familienfrieden wiederhergestellt ist. Es fragt sich, ob da nicht von florierender „Refloration“ gesprochen werden könnte, das klingt so schön verblümt (→ unverblümt). *Magda Geisler*

K

Kräuterviagra In Indien gibt es krasse Kräuter. Zum Beispiel Safed Musli. Es wird angeblich schon seit der Antike als Medizin eingesetzt, heutzutage auch als Powerkraut für Bodybuilder, zur Steigerung der Vitalität und zur Verbesserung der sexuellen Leistungsfähigkeit verwendet. Männer schwören drauf, obwohl es keine verlässlichen Forschungsergebnisse gibt.

„Wer heilt, hat recht“, sagte meine Oma immer. Die Nachfrage ist erstaunlicherweise auch in Deutschland recht hoch. Als mir das bewusst wurde, habe ich das weiße (Hindi = safed) Pulver in durchsichtigen Tütchen regelmäßig aus Indien mitgebracht. Ich wurde zum Glück nie am Zoll aufgehalten. Ich habe Kleinanzeigen (→ Mehrdeutigkeiten) in der *Zeit* gebucht und hatte im Handumdrehen eine erkleckliche Anzahl an Stammkunden. Irgendwann bin ich nicht mehr nach Indien gefahren. Ich hatte später mit Weihrauch oder Rosenwasser aus dem Iran nie wieder so einen Erfolg. *Elke Allenstein*

M

Mehrdeutigkeiten In der Botanik ist eine Blume klar definiert als jener Teil von Blütenpflanzen, der die Bestäuber anlockt. Im Alltag nennt man Blütenpflanzen oder nur Einzelblüten schlicht Blumen. Aber es gibt so viele Mehrdeutigkeiten! So wachsen auf der Biertulpe und dem Humpen Blumen als Schaumkronen. Das Pummelschwänzchen des Hasen heißt Blume und als Nachnamen (→ Anna Blume) gibt es sie auch. Das französische „fleur“ kann die Außenseite des Fells, einen Schimmelpilzüberzug bezeichnen, als Vorname fungieren. Im Italienischen bedeutet „fiore“ über die Blütenpflanze hinaus Kreuz und Eichel.

Auf die Blume spielt James Joyce' Held in *Ulysses* an: Leopold Bloom. An diesen wiederum lehnt das Autorenkollektiv Tiqqun seine kapitalismuskritische *Theorie vom Bloom* an. **Wie dieser gedankenlos durch Dublin streift, läuft heute auch der moderne „sonderbare Mensch“ durch eine „Welt autoritärer Warenwirtschaft“.** Da kann einem ganz schön blümerant werden. *Tobias Prüwer*

N

Nick Cave *Where the Wild Roses Grow* war sein erster wirklicher Hit und womöglich lag das an Kylie Minogue. Das Stück aus dem 1996er-Album *Murder Ballads* ist herrlich entrückter, morbider Märchen-Pop (→ Rosenbett). Eine Mörderballade, schließlich geht es um einen Mann, der mit einem Stein seine Geliebte umbringt, der man nach ihrem Tod den letzten Namen „The wild rose“ gibt. „They call me the wild rose, but my name was Elisa Day.“ **Um die Rose als Symbol der Schönheit und Leidenschaft geht es in diesem Stück, um das Vergehen von Unschuld – und darum, dass alle Schönheit einmal sterben muss:** „All beauty must die.“ *Where the Wild Roses Grow* chartete prächtig. Platz 2 in Australien. Platz 3 in Schweden, Norwegen und Belgien. *Marc Peschke*

R

Rosenbett Seit Jon Bon Jovi seiner Angebeteten im Song *Bed of Roses* versprach, ihren Körper auf stacheligen Rosengewächsen zu betten, zweifle ich stark an den romantischen Fähigkeiten des Beaus. Wie man sich bettet, so liegt man, pflegt

Oma zu sagen. Soll heißen: Wer sich auf eine Beziehung einlässt mit einem, der den Schlaf auf Rosen für ein verlockendes Versprechen hält, sollte sich auf einiges gefasst machen. **Wozu Rosen? Komfortabler klingt ein Bett aus Amaryllisblüten. Herrgott, im Zweifelsfall wähle man große Orchideen!**

Wie überhaupt konnte die Rose die Blume der Liebe werden, steht sie in der christlichen Ikonografie nicht für das Leid Christi? „Ich will dir viel Leid bereiten“, singt Jon seiner Liebsten also vor. Danke, Jon. Aber nein danke! *Marlen Hobrack*

S

Saville, Peter *Power, Corruption and Lies* von New Order ist eines der ikonischsten Cover der Pop-Geschichte. Es zeigt das Werk *Ein Korb mit Rosen* des französischen Malers Henri Fantin-Latour, keinen Text, dafür einen farbigen Code, der sich auch auf *Blue Monday* wiederfindet. Der britische Grafikdesigner Peter Saville verwendete dafür eine Postkarte der National Gallery, wo er für den machiavellistischen Titel zunächst ein düsteres Renaissance-Porträt suchte. **Dank eines Anstoßes seiner damaligen Freundin entschied er sich doch für eine finstertorale Repräsentation.** Saville prägte mit zahlreichen Covern (wie *Unknown Pleasures* von Joy Division) die Visualität von Factory Records. *Susann Massute*

U

Unverblümt Sagt man etwas verblümt, dann mosert man freundlich. Wer etwas durch die Blume sagt, nimmt ein Blatt vor den Mund, verpackt seine Kritik oft bildhaft: „Rosen haben Dornen.“ Oder: „Der Blumenkohl schmeckt so toll, da brauche ich gar keine Soße.“ Seit der Frühen Neuzeit ist der Ausdruck belegt. Mutmaßlich geht die Redensart darauf zurück, dass Blumenarten bestimmte Bedeutungen zugeordnet wurden. Noch heute kann man mit Blumen klare Aussagen treffen: **Verschenkt man rote Rosen oder Vergissmichnicht, ist die Botschaft eindeutig. Bei Disteln oder Kakteen ist diese ambivalenter. Calla oder Tulpe drücken als Trauerblumen Anteilnahme aus.**

In der antiken Redekunst nannte man verklusuliertes Sprechen übrigens „Blümchen“, flosculus. Unser Wort Floskel erinnert daran. Spricht man die Dinge hingegen unverblümt aus, erscheinen sie als harsche Kritik. Wird man auf solche Art angesprochen, bleibt als Ausweg nur, zu sagen: „Habe verstanden.“ Oder: „Danke für die Blumen!“ *TP*

Z

Zwiebel Das Mitbringsel aus Amsterdam war schnell gefunden. Eine Kollektion von Tulpenzwiebeln sollte den Garten der besten Ex-Liebschaft aufhübschen. Kleine Fotografien über den Körben veranschaulichten die zu erwartende Pracht. Tiefrot, Kanariengelb und vor allem in Schwärze tendierendes Violett. Gereicht wurden die Zwiebeln im dekorativen Jutebeutelchen. Madame war entzückt und zeigte mir voller Vorfreude die Stellen in ihrem Garten, wo diese Farben am schönsten zur Geltung kommen würden. Nun begab es sich aber, dass der damals 13-jährige Sprössling den Höhepunkt seiner Kochphase zu erklimmen im Begriffe war. **Die französische Zwiebelsuppe sollte dabei eine wichtige Wegmarke bilden.** Als wir zu Tische gerufen wurden, standen tatsächlich fünf Schalen mit der charakteristischen Käseschicht auf dem Tisch. Der Jutebeutel aber war leer. *Marc Ottiker*